

Am Ackergässer Floss

von Heinrich Quirin



Das Ackergässer Floss, hier irrtümlich auf der linken Seite skizziert. Im Hintergrund, mit Mansarddach, das heutige Oberurseler Brauhaus. Nach den Angaben von Quirin und aufgrund der Topografie muss das Flössi auf der rechten Seite der Ackergasse geflossen sein. Wasser sucht sich fast immer den nächstliegenden Weg abwärts.

LAVIERTE ZEICHNUNG VON GEORG HIERONYMI

VORBEMERKUNG

Heinrich Quirin wurde 1881 in Oberursel geboren, seine Familie hat wohl in der Ackergasse eine kleine Bäckerei betrieben. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Bad Homburg absolvierte er eine kaufmännische Lehre bei der dortigen Brunnenverwaltung. Sein beruflicher Weg führte ihn nach Düren am Niederrhein, wo seine Karriere mit der Leitung einer renommierten Papierfabrik gekrönt war. Beim Vormarsch der Amerikaner 1944 zog es ihn für ein knappes Jahr wieder in die

alte Heimat Oberursel. Schon im Mai 1945 kehrte er an den Niederrhein zurück, wo er sich im Ruhestand heimatgeschichtlichen und literarischen Neigungen widmete. Er starb 1956 in Düren, dort befindet sich auch seine letzte Ruhestätte.

Die Zeit um 1885 bis etwa 1890, die er als 69-jähriger hier beschreibt, liegt über 130 Jahre zurück, eine Epoche, die auf allen Gebieten enorme Entwicklungen gebracht hat – und die Umwälzungen zweier Weltkriege.

Deshalb sind seine Einblicke in die Zeit davor für uns so wertvoll. Wie durch ein Guckloch blicken wir in das Taunusstädtchen und nehmen teil am Tagesgeschehen im Umfeld des Flössis, lernen die Menschen dort kennen mit ihren Gewohnheiten, Sorgen, Vergnügungen, schrulligen Eigenheiten und nicht zuletzt manche kuriosen Episoden, so wie sie dem damals Heranwachsenden nach Jahrzehnten unvergessen geblieben sind.

Quirins Erinnerungen sind zuerst 1950 in 14 Fortsetzungen im »Taunus-Anzeiger« veröffentlicht worden. 1974 erschienen sie nochmals im von Dr. Georg Dietrich herausgegebenen Bändchen des Altkönig-Verlags »Erinnerungen an Alt-Oberursel«.

Das Bändchen ist längst vergriffen, die nach fast 50 Jahren hier folgende dritte Veröffentlichung wird für die allermeisten heutigen Leser eine bisher unbekannte, aber aufschlussreiche und kurzweilige Lektüre sein.

Wo Erläuterungen zum Verständnis sinnvoll waren, sind diese (*jeweils kursiv in Klammern*) zum Teil vom Autor selbst, andere von den Oberurseler Lokalhistorikern Ludwig Calmano, Walter Kolb und Dr. Rolf Rosenbohm ergänzt worden. Hinzu kamen für die hier vorliegende »Neuaufgabe« neue Fußnoten und Quellenhinweise von Dr. Josef Venino sowie, mit Ausnahme des obigen Titelbilds, eine Reihe neuer (alter) Abbildungen. J. DIETRICH

*Ich träume als Kind mich zurücke
Und schüttle mein greises Haupt,
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die längst ich vergessen geglaubt.*

ADALBERT VON CHAMISSO

Wer von den Lebenden kennt es noch, das Ackergässer Floss? Viele sind es nicht mehr, und wenn die letzten von ihnen hinabgesunken sind, wird auch sein Andenken erloschen sein. Und doch, es floss durch das Land unserer Kinderseligkeit, und seine Erwähnung erweckt in uns alten Oberurselern Bilder der Vergangenheit, um die es schade wäre, wenn sie nicht festgehalten würden.

Das »Flössi« war ein Kind unserer lieben alten Bach, des Urselbachs, des frischen klaren Gebirgswassers von einst. Es gehörte in das alte Feuerlöschsystem der Stadt, es lieferte in der Vor-Wasserleitungszeit den Haushaltungen das Putzwasser und diente als Zubringer für die Bewässerung der Auwiesen unterhalb des Schützenhofs, vor dessen Auffahrt heute noch die Durchlässe in der Straße liegen. Seinen Ursprung nahm es in der »Farb« oberhalb der alten Walkmühle, wo kundige Augen heute noch seinen

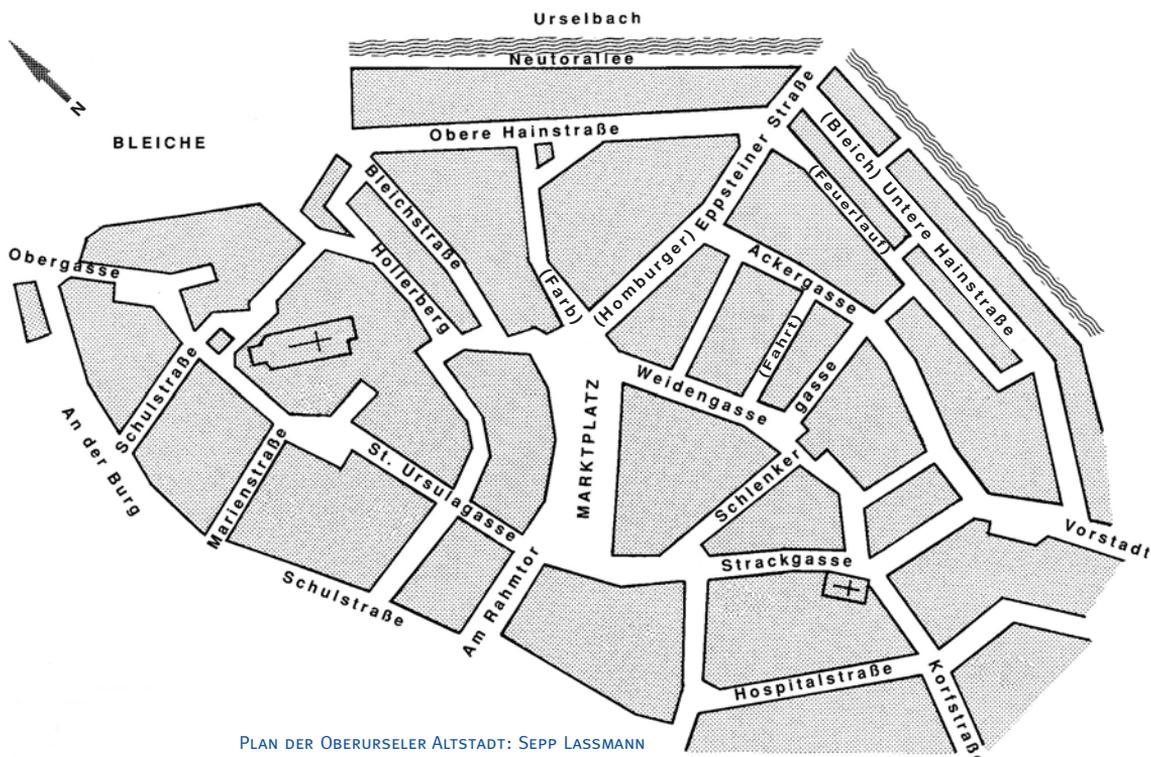
»Taufstein« zu finden wissen. Aber wer kennt noch die »Farb« und wer die Walk? Die erste war das Gässchen, das aus dem Marktplatz neben der städtischen Waage begann und bachaufwärts nach der Oberen Hainstraße verlief. Eine spätere Zeit hat es Wiederholtstraße benannt, eine Zeit, die neue Straßenzüge nach landfremden preußischen Generalen benannte, für die Initiatoren der Bürgertat um die große Glocke aber keinen anderen, besseren Andenkenträger zur Hand hatten als die, die deren Namen heute der Nachwelt überliefern sollen.

Also, in der Farb, da begann das Leben unseres Flössis. Das erste, was es begrüßte, waren links die Bottiche der Probst'schen Färberei¹ und rechts die alte Walkmühle,² wo seit Jahrhunderten die Orscheler Leinenweber ihre Stücke im gemüthlichen Hin und Her einer sinnreichen Einrichtung walken ließen. Wie oft habe ich dein gedacht, alte Walkmühle, und der Zeit, da wir deinem Betrieb vierstundentlang zuschauten, wenn ich später vor einem soundsovielwalgigen Kalander³ über die Fortschritte neuzeitlicher Technik nachdenken konnte. Dann kam unser Flössi an der Waag vor-

1 Caspar Probst fertigte »bedruckte Stoffe aller Art in hübschen Mustern und gediegener Ausführung.« (Werbeanzeige)

2 Der gewebte Leinenstoff war steif und fest. Er musste durch Walken geschmeidig gemacht werden.

3 Maschine mit Presswalzen zum Glätten, Trocknen oder Bemustern von Papier, Textilien etc.



PLAN DER OBERURSELER ALTSTADT: SEPP LASSMANN



Die Bäckerei Schuckardt an der Homburger (heute Eppsteiner) Straße, deren Scheuer eine der ersten war, die im Orscherler »Brandviertel« ein Raub der Flammen wurde. Vorn die Einmündung der Ackergasse, wo links das Flössi zum Löschen mit Betttüchern abgedämmt wurde, die Frau Schwarzschild aus ihrem Lädchen reichte.

bei, der Stadtwaage⁴ für Fuhrwerke und anderes großes Stückgut. Die bediente – neben einer der beiden Landspritzen – der Schlosser Adrian in der Oberen Hainstraße, den man jedesmal rufen musste, wenn man das Gewicht einer lebenden oder toten Ware von amtswegen festgestellt haben wollte. Zur Nachtzeit diente das Wiegehäuschen den Nachtwächtern⁵ als Untertretraum, wenn sie ihre Runden gemacht und die Stundenzahl gepiffen hatten. Das Blasen und Singen der Nachtwächter war damals schon abgeschafft, aber die Großmutter, die wusste es noch und hat es uns mehr als einmal erzählt: »Hört, ihr Herren und lasst euch sagen, die Glock hat elf geschlagen. Behütet das Feuer und auch das Licht, auf dass niemand kein Schaden geschicht. Lobet Gott und Maria.«

Und dann bog unser Flössi neugierig um die Ecke in die Homburger Straße (heute Eppsteiner Straße) ein in das alte Orscheler Brandviertel. Weißt du noch, Flössi, wie Gundlachs Scheuer brannte und später die des Bäckers Schuckardt, wo sie dich mit Betttüchern abdämmt, die ihnen die Frau Schwarzschild aus ihrem Lädchen reichte? Und dann 1892 die großen Brände der Scheuern vom Homme Schorsch, Christoph Burkard und Lang Adrians, ausgerechnet zu der

Stunde, da die Kaiserin Friedrich bei Gelegenheit des ersten Landwirtschaftlichen Festes die Reihe der Festwagen auf dem Platz in den Portewiesen abfuhr.⁶ Und dann, als im Laufe einer ganzen Reihe freventlich angelegter Brände die Scheuern vom Adlerwirt, Johann Jeckel und Metzger Abt in Flammen aufgingen.* Es war an einem Sonntagabend, da der Gesellenverein im Felsenkeller ein Theaterstück aufführen wollte und der Kaplan Henkes von der Bühne aus erklärte, es brenne in der Ackergasse. So schnell war noch selten ein Saal leer.

Doch zurück zu unserem Flössi. Es hatte auf seiner Reise glücklich die Ackergasse erreicht, die geliebte, die ihm

seinen Namen gab. Beinahe jedes Haus in dieser Gasse hatte damals seine Freitreppe, unter der das Wasser herfloss. Und was war das so schön, wenn wir Buben dann ein Brettstück vor den oberen Eingang einer solchen Treppenunter-

* Es brannte auch die Feldscheune des Margarethenhofs im Köbener. Die Brände am 22. Januar 1899 entdeckte zuerst Georg Renno, der die Hebamme zur Geburt seines Sohnes Georg abholte, wie sich seine Enkelin Elisabeth Müllerleile geb. Renno heute erinnert.

⁴ Alle Städte hatten eine öffentliche Waage und einen vereidigten Wiegemeister.

⁵ 1901 schieden die sechs Oberurseler Nachtwächter aus ihrem Amt. An ihre Stelle traten vier Polizeisergeanten. (Stadtarchiv Oberursel)

⁶ (Siehe hierzu auch »Mitteilungen« 59, S. 141)



Nachmittags so gegen 4 oder 5 Uhr fuhr von der »Rose« ein Postwagen nach Schmitten, der anderen Morgens mit lebender oder toter Fracht zurück kam. Ähnlich dem Postwagen gab es einen Totenwagen, den der Andreas fuhr.



Der Eingang zum Haus Stock hatte ebenso wie z. B. der zur alten Bernbeck'schen Apotheke eine Freitreppe. Heute ist dieser Eingang zugunsten eines weiteren Fensters verschwunden, der Zugang zum Haus liegt nun an der Hofseite.

führung stellen konnten und das ganze Wasser dann über die Straße ging. Dann hieß es aber getürmt! Oder wenn das des Abends in der Dunkelheit vor dem »Römischen Kaiser« (heute Oberurseler Brauhaus) passierte und die Schoppenstecher beim Heimweg in das Wasser patschten und auf die »Laads Bouwe« (Lausbuben) schimpften.

Durch eine besonders hohe Freitreppe zeichnete sich das Peter Wolfe Haus aus (jetzt Stock). Da saß an schönen Sommerabenden die ganze Treppe voll, und wenn der Peter Wolf und sein Nachbar, der »Amtmann« (Spitzname) lachten, dann wackelte die ganze Ackergasse. Wolf ist leider beim Verladen von Lumpenballen für die Jandorf'sche Fabrik verunglückt und musste frühzeitig sterben. Er hatte so an die zwei Dutzend Pferde gehen, hauptsächlich zwischen dem Güterbahnhof Oberursel und den Werken oberhalb der Stadt. Jeden Tag ging von der Papierfabrik Dr. Dr. Pirath eine Fuhrer Druckpapier nach Frankfurt, die der Papierpeter steuerte. Den Totenwagen fuhr der Andreas, und des Nachmittags so gegen 4 oder 5 Uhr, fuhr von der Rose (Aerwetschaffer, Gasthaus »Zur Rose« in

der Vorstadt) ein Postwagen »auf die Schmitt« (nach Schmitten, wo zahlreiche Nagelschmiede arbeiteten), der anderen Morgens mit lebender oder toter Fracht zurückkam. Damals dachte noch niemand an Elektrische⁷ oder Autobus⁸. Da hättet Ihr einmal Samstagnachmittags sehen sollen, wenn die »Iwwerhiechster« (Überhöchster, also die Leute, die über der Höhe wohnten, etwa in Schmitten) aus den Zügen von Frankfurt kamen und in Scharen die »Bleich«⁹ hinaufwanderten (Untere Hainstraße), ihrer überhöhten Heimat zu, nicht ohne manchen Groschen Geld in den Oberurseler Geschäften und Wirtschaften hängen zu lassen. Das wurde alles anders, als die Bahn nach der Hohen Mark gebaut wurde. Das war so um die Zeit, als sie auch unserem Flössi den Garaus machten. (Die sogenannte »Gebirgsbahn« zwischen Bahnhof Oberursel und Hohemark wurde 1899 eröffnet.)

Damals aber, in den achtziger Jahren, war es noch munter am Fließen, zu unser aller Ergötzen, denn was konnte es zum Spielen schöneres geben als so ein Wässerchen vorm Hause. Allerdings hat es mir auch mehr als eine Tracht Prügel eingetragen. Der Vater musste doch seinem Sohn Mühlrädchen bauen, die von diesem in der Hocke bewundert und bedient wurden. Dass dabei das Rökkchen mit dem Wasser Bekanntschaft machte, war an sich nicht schlimm, es erregte nur das Missfallen der Mutter: »Ach du lieber Gott« mit anschließendem Trommelfeuer auf den Hosenboden, während der Vater – der nach der Mutter Meinung eigentlich die Hiebe verdient hätte – schmunzelnd in seiner Scheuer verschwand. Ja, es geht ungerecht zu auf dieser Welt!

Manchen Buckel voll Hiebe verdanke ich auch den beiden Fräulein Kürtell, zwei älteren Damen, die im Hause unterhalb von Peter Wolf wohnten. Sie bekamen die Frankfurter Zeitung, hatten die beste Krämerware und waren nicht zu bequem, jeden Pfund Salzes wegen einer Treppe von soundsoviel Stufen herunter und wieder hinauf zu klettern. Sie hatten nur die unangenehme Gewohnheit, unserer Mutter einzureden, dass sie die »böseste Buwe« in der ganzen Ackergass hätte. Leicht reden, es waren ja sonst keine da als wir.

7 Seit 1910 verkehrte die »Elektrische« zwischen Frankfurt und der Hohen Mark. 1910 erhielt auch die Stadt Oberursel Elektrizität. (Der Obertaunuskreis und seine Gemeinden, Düsseldorf 1927, S. 116 und 212)

8 1925 wurde die Autobuslinie Bad Homburg – Oberursel – Kronberg – Königstein eröffnet. (Der Obertaunuskreis, S. 118)

9 Neben dem heutigen Festplatz Bleiche gab es früher eine zum Bleichen der Wäsche genutzte Rasenfläche zwischen der Stadtmauer entlang des Feuerlaufs und dem Urselfbach. Durch diese noch unbebaute »Bleich« verläuft heute die beiderseits bebaute Untere Hainstraße.

In dem Kürtell'schen Hause hinten hinaus in der Fahrt befand sich hinter stets geschlossenen Läden die Spar- und Leihkasse¹⁰. Alle Woche einmal kam der Direktor Koch, machte die Läden auf, besorgte seine Kassengeschäfte und verschwand wieder. An seine Stelle trat dann ein Hund, der, in den Raum gesperrt, dessen Bewachung übernehmen musste. Stellte man sich dann auf die Steinbank unter den Läden und drehte an den Reibern¹¹, dann machte der Hund einen Mordskrach, und zwar so lange bis eine der Damen Fenster und Laden öffnete, um festzustellen, dass es sich wieder einmal um blinden Alarm handelte, dessen Urheber natürlich nicht weit davon hinter einer Ecke standen und lachten. Beim nächsten Einkauf der Mutter: Siehe oben! Die Damen starben, als ich längst von Oberursel fort war, sonst würde ich ihnen das letzte Geleit gegeben haben. Unsere Gegensätzlichkeit ging nicht tief, denn ich habe manches »Feuersteinchen« von ihnen bekommen, und so ganz unrecht hatten sie ja nicht, wir waren wirklich nicht die bravsten!

Das große, jetzt Raufenbarth'sche Haus in der Ackergasse war in meiner Jugend

ein Judenhaus. Wir sagten: »Ins Heyemes«. Besitzer war der schon ältere Lazar Herzfeld, ein Israelit strengster Observanz. Ich erinnere mich noch, wie er bei Vollmondschein¹² in seinem Hofe betete und seine Frau Sara ihm dabei die Petroleumlampe hielt. Wehe uns Buben, wenn wir die geringste Störung verursacht hätten! Achtung vor der religiösen Überzeugung anderer wurde uns schon in Kindesjahren eingepflichtet. Ostern bekamen wir unsere Matzen¹³. Dafür wurden der Frau Herzfeld ihre Kochkröppen¹⁴ ausgeglüht, ihre Datschen gebacken usw. Der alte Begriff der Nachbarschaft und Nachbarhilfe stand noch in hohem Ansehen.

Schräg gegenüber von Herzfelds stand und steht heute noch das Renno'sche Haus. Über dem kleinen Straßentürchen war ein kleines Barockschild eingemauert (*leider heute verschwunden*) aus dem 17. Jahrhundert. Was darauf stand, weiß ich nicht mehr. Der Name des damaligen Besitzers, Andreas Hauprix, aber ist mir in guter Erinnerung geblieben. In dem Hause, bei der Bas¹⁵ Gretel und der Bas Dine war ich täglicher Gast. Die größte Anziehungskraft aber hatte die Schreinerwerkstatt des treuesten Freundes meiner

10 Spar- und Leihkassen existierten früher häufig auf kommunaler Ebene, auch für Kleinkredite.

11 Reiber = Vorrichtung zur Befestigung von Fensterläden.

12 Die großen jüdischen Feste werden alle an Vollmond gefeiert. Der Mond ist Zeitgeber für den jüdischen Kalender.

13 Matzen, von hebräisch Mazzot, ungesäuertes Brot. Ursprünglich erstes Brot der neuen Ernte (Gerste) im Frühjahr. Dann mit dem Auszug aus Ägypten verbunden, da man wegen des schnellen Wegzugs keinen Sauerteig mehr ansetzen konnte.

14 Kroppen, eiserner Koch- oder Bratpfanne. Einmal im Jahr mussten bei den Juden alle Töpfe und Schüsseln gereinigt aber nicht unbedingt »ausgeglüht« werden. Für die Zeit der Reinigung verwendet man Ersatzgeschirr.

15 Bas = Base, Cousine



Die untere Ackergasse um 1910. Am rechten Bildrand das Haus der Glaserei Fay (inzwischen Vorstadt 39), daneben präsentiert sich die Familie Anton Homm vor ihrem Ladengeschäft. Das Haus mit der großen Einfahrt gehörte dem Möbel-Raufenbarth, zuvor der Familie Lazar Herzfeld. Ganz links in der Biegung erkennt man das »Deutsche Haus« (heute das Oberurseler Brauhaus). Hier nicht sichtbar, am linken Bürgersteig entlang: das Ackergasser Flössi (1910 schon nicht mehr).

Jugend, Georg Renno. Er lehrte mich, wie man Hasen fängt (*das Rezept hat mir einen Hosenboden voll Hiebe seitens der Mutter eingetragen und wird nur privat unter Diskretion mitgeteilt*), er hatte neben anderen schönen Sachen ein Blasrohr, mit dem man Jagd auf die steifen Hüte der Straßenpassanten machen konnte. (Da hättet Ihr mal sehen sollen, wie die sich beim Auftreffen eines solchen Dum-dum-Geschosses auf dem Absatz herumdrehen und was die für Gesichter machten!). Er half meinem Vater das Konfekt bemalen, das die Hausiererinnen in den Wochen vor Weihnachten auf die Nachbardörfer mitnahmen, und er lehrte mich – noch ehe ich lesen oder schreiben konnte – das perspektivische Zeichnen unter Benutzung eines Pappdeckels mit viereckigem Loch. Er ist schon manches Jahr tot, aber dieser Zweig dankbaren Erinnerens sei auf sein Grab gelegt. Das Eckhaus zwischen Acker- und Strackgasse (jetzt Hof) gehörte dem Lehrer Schreiber, der auch ein Spezerei- und Schuhgeschäft betrieb. »Ins Heschers« sagten wir. Vor der Ecke stand, frei in

Gottes Natur, ein schöner Prellstein. Sein Beruf war, Fuhrwerke in geziemender Entfernung von der Hausecke zu halten, und wie er diesen Beruf erfüllte, davon zeugten die tiefen Rillen, die ihn in Achshöhe zierten. Für uns Buben, Bodenständige und Passanten aber war er mehr Versammlungspunkt für unsere Ratsversammlungen, die die letzten meist erst dann verließen, wenn der Herr Kegler angerückt kam, eine Stange geschultert, an deren oberem Ende ein Flämmchen brannte, mit dem er die Laterne über unserem Eckstein anzündete.¹⁶ Damals gab es noch keine Fernzündung, jeden Abend musste der brave Mann alle Straßen und Gassen ablaufen und die Laternen bedienen, ein Dienst, der in der Öffentlichkeit kaum gewürdigt wurde.

Die Schreibers-Ecke hatte es aber auch sonst auf sich. Es war so eine Art Verkehrsknotenpunkt Obergasse – Untergasse. Ab und zu erschien da der Stadtdiener Ilmstadt (der Ilmstadts Kasper, wie sie sagten). Zuerst ließ er mit einem Blick allen Straßenlärm verstummen,¹⁷ dann setzte er eine Mordsschelle in



16 Oberursel hatte ab 1860 ein Gaswerk, das aus Kohle u. a. Kokereigas erzeugte für die Beleuchtung der Straßen, Arbeitsstätten aber auch Wohnungen und sogar der St. Ursula-Kirche. (s. Mitteilungen Heft 59, 2020, S. 93 ff.)

17 Auch die Fuhrwerke hatten anzuhalten. (Zu Ilmstadt siehe auch Mitteilungen 59, S. 74.)

Häuser (oder deren Nachfolger an gleicher Stelle), die damals Adressen in der Ackergasse hatten, schmücken sich heute mit solchen in der Vorstadt. Links an der Ecke zur Hospitalstraße die Bäckerei Haas, daneben der Bürsten-Simon, dann das Eckhaus zwischen Strack- und Ackergasse mit dem schon geschlossenen Tante-Emma-Lädchen der Hof-Schwestern und, nicht mehr sichtbar, der wohl schon pensionierte Eckstein. Gegenüber eine Kante der Glaserei Fay und rechts die Alte (Bernbeck'sche) Apotheke, zugänglich über vier Stufen, was man in den 50er Jahren noch klaglos akzeptierte.



Das zeitgenössische Foto zeigt einen Laternenanzünder in der Stadt Augsburg. So musste auch Herr Kessler, wohnhaft in der Hospitalstraße, allabendlich die Straßen und Gassen ablaufen und die Gaslaternen bedienen bis ihm die Fernzündung diese Arbeit abnahm.

18 In der Nacht musste auch ohne einen Brand die Glocke regelmäßig angeschlagen werden. Dies diente zur Beruhigung für die Sicherheit der Bewohner, zugleich als Kontrolle, dass der Türmer seinen Dienst verrichtete. Der letzte Stadttürmer (bis 1901) war Nikolaus Kirsch, der Verfasser des sog. »Hausbuchs« (s. Mitteilungen 59, 2020, S. 121-143.)

19 Oberursel gehörte zum Herzogtum Nassau (1806-1866). Noch heute zeigt die Nassauische Sparkasse dessen Farben Blau und Orange.

20 Flurbezeichnung in Richtung Bad Homburg. An sie erinnert heute die Straße Zum Flemig.

Bewegung, die Jung und Alt an Tür und Fenster lockte, um sie mit den Verordnungen einer hohen Stadtverwaltung bekannt zu machen. Es wird »ausgeschellt« sagte man damals.

Der letzte Amtsträger, der täglich an der bewussten Ecke erschien, war der Schuhmacher Scholino, der den städtischen Nachwächterdienst besorgte. Um 10 Uhr ließ er zehn Pfiffe ertönen. Gleichzeitig setzte der Stadttürmer die alte Sturmglocke auf der Turmlehne in kurze Bewegung, und so ging das die ganze Nacht durch bis morgens 4 Uhr. Der Bürger sollte seine Nachtruhe behütet wissen.¹⁸

Die Ackergasse war von jeher alter Prozessionsweg. Nur auf Fronleichnam musste sie ihre Rolle an die Bleich (Untere Hainstraße) abtreten. Es war ein packendes Bild, der Glanz und die Prachtentfaltung der Prozession im Rahmen dieser engen alten Straße. Die ausgehängten Fahnen zeigten zum Teil noch die alten

nassauischen Farben Blau und Orange,¹⁹ und an den Hausaltären und Bildern konnte sich mancher Altertumsfreund erfreuen. An Simons Ecke war der Platz für den dritten Altar, der vierte war der in der Spitalskirche. Dazwischen lag die ungeschützte Bachbrücke beim Achtelchen (Spitzname), und da soll es vorgekommen sein, dass ein ehrsamer Prozessions Teilnehmer, der die Augen zu tief in sein Gesangbuch versenkt hatte, einen Fehltritt tat und im Bachwasser landete. Böse Zungen behaupten, sie hätten gerade gesungen »Keine Seele geht verloren ...«

Hinter der Ackergasse zog und zieht sich noch ein Feuerlauf hin, der oben an der Homburger (Eppsteiner) Straße begann und unten auf die Scheuer von Casper Adrian (*heute Fay*) stieß. Es war der ursprüngliche Wehgang zwischen der Scheunenflucht der Ackergasse und der ehemaligen Stadtmauer, deren Zug noch an der Westwand der Apotheke und hinter dem Haus von Helfrich zu erkennen ist. Bei Gewitter fanden die Wassermengen, welche im Feuerlauf herunterkamen, keinen Abfluss. Besonders der Schmied Kuhn wehrte sich dagegen, das Wasser durch seinen Hof nach der Bleich (Untere Hainstraße) abfließen zu lassen, also staute es sich, ging durch Kellerlöcher und Scheunentennen, bis sich endlich die Stadt bewegen ließ, Abhilfe zu schaffen.

Die Ackergässer Scheunen hatten fast alle zum Feuerlauf ein kleines Türchen, das das Einfahren der beladenen Handwagen in die Tenne gestattete, aber auch als »Hintertürchen« bei verschwiegenen Anlässen diente. Bei uns riegelte meine Mutter selig jeden Morgen im Sommer um 6, im Winter um 7 Uhr dieses Türchen auf und entließ mich mit ihrem Segen zum Marsch über den Flemig²⁰ in die Schule nach Homburg, egal ob die Sonne schien, ob es regnete oder schneite. (*Quirin besuchte das Kaiserin-Friedrich-Gymnasium in Bad Homburg, da es damals in Oberursel nur eine vierklassige Realschule gab.*)

Die Scheunentürchen hatten schon ihren Wert, aber auch einen Nachteil. Sie bildeten gleichsam die Schwachstelle im geschlossenen Bering einer Hofreite. Das sollte der Ludwig Burkhart erfahren, ein

Landwirt in der oberen Ackergasse, uns Alten bekannt als der Schnäkelhannes Ludwig. Es ist schon lange her, aber er hat es selbst erzählt, wie er abends bei einer kirchlichen Andacht Haus und Hof dem Schutze des hl. Josef empfohlen hatte und morgens beim Betreten seiner Scheune das Türchen nach dem Feuerlauf erbrochen und in der Tenne einen Haufen verbranntes Stroh vorfand, mit dem ein guter Freund versucht hatte, ihm den roten Hahn auf das Dach seiner Scheuer zu setzen. Auch so etwas gab's im alten Orschel und noch mehr, wovon später die Rede sein soll.

Und unser Flössli hat das alles miterlebt. Tag und Nacht rauschte es seinen monotonen Sang. Im Winter erstarrte es unter einem Eispanzer, der die wunderbarste Gelegenheit zum »Schleifen«²¹ schuf. Da hatte es allerdings eine Konkurrentin in der Pumpe, die in der Ecke zwischen dem damals Sünder'schen Hause (*jetzt Helfrich*) und der Schmiede von Pletsch stand. Diese Pumpe²² lieferte das Koch- und Trinkwasser für alle in der Nachbarschaft, die keine eigene Pumpe hatten. Im Winter wurde sie vorsorglich in Stroh verpackt, aber ihr Ablauf gab die schönste Schleife bis der Schmied Pletsch, des Spektakels vor seinem Hause müde,

Asche auf unsere Schleife streute und so unser Floss von seinem Konkurrenten befreite.

Weil wir gerade beim Wasser sind: seine Beschaffung hat im alten Ursel eine Hauptrolle gespielt. In den meisten Häusern oder Höfen waren wohl Brunnen vorhanden, aber wie oft versagten diese oder erhielten Zufluss aus einer benachbarten »Puddelkaut«²³. Darum hatte die Stadt sich frühzeitig der Wasserversorgung angenommen. Das Rückgrat dieser Versorgung war und blieb »die Bach«. Die wenigsten Oberurseler haben sich Rechenschaft gegeben über das Meisterstück ihrer Führung zum und über den Altstadt Hügel²⁴ und ihre Bedeutung für das gewerbliche und private Leben vergangener Jahrhunderte. Selbst den alten Namen der »Hirschbach« (Herzbach) hat man vergessen, und so muss sie unter dem Namen Urselbach ihr geographisches Dasein fristen. Wo ist derjenige, der Herkunft, Führung und Bedeutung dieses Wasserlaufes zum Gegenstand einer kleinen Monographie macht?

Der erste von der Bach gespeiste Brunnen stand in der Obergasse an der Bachbrücke (wo sich der sogenannte Abschlag befand, der im Brandfalle runtergelassen wurde und das Löschwasser für die West-

21 Schleifen = Auf Eis mit Anlauf schlittern.

22 Bevor Oberursel eine zentrale Wasserversorgung erhielt (1890), mussten öffentliche Pumpen die Wasserversorgung der Bevölkerung sicherstellen. Eine Reihe von Häusern hatte eigene Grundwasserschächte im Hof oder Keller.

23 Dialekt-Bezeichnung für die Jauchegrube, die Fäkalien des Hauses aufnahm und die regelmäßig geleert werden musste.

24 Die Oberurseler Altstadt (hinter dem Alten Rathaus) liegt auf einem Geländesporn, kulminierend im Kirchenhügel.



Der gusseiserne Laufbrunnen an der Obergasse Ecke St. Ursula-Gasse mit Ablaufmulde, die überschüssiges Wasser direkt in den daneben fließenden Werkgraben zurückführte, der dann die Straße unter der »Donnerbrücke« querte und gleich danach links mehrere Mühlen antrieb.

POSTKARTE 1934 (AUSSCHNITT), SAMMLUNG BERND OCHS



Das alte Brunnenhäuschen über dem Fuchsborn wurde in den 1980er Jahren abgerissen. Heinrich Stock (1915-1987) errichtete an seiner Stelle den überdachten Brunnenschacht im Garten der Familie Stock an der Bleiche.



stadt lieferte). Von dieser Brücke führte eine Leitung, die einen Brunnen an der Kirchhofsmauer, gegenüber dem Pfarrhause und einen zweiten in der Ecke an der Metzgerei Henrich, oberhalb des Alten Rathauses speiste. »Die Bach« von damals war natürlich nicht der schmutzige, Ekel erregende Wasserlauf von heute (1945), er hatte kristallklares Wasser, in dem sich oberhalb der Stadt die Forellen tummelten, während wir unterhalb den Grundeln nachstellten.

Im Westen der Stadt hatte man im Maasgrund den »Märjeborn« (*Marienbrunnen*) gefasst (1991 *erneuert*), ohne damit seiner Bedeutung als Storchenreservoir für unsere Kleinkinder Abbruch zu tun. Seine Leitung führte durch die Gärten am Westabhang des Stadthügels her, sie speiste die schöne Brunnenanlage an der Königsteiner Straße und führte zu den Laufbrunnen auf dem Marktplatz und an der Weed²⁵. Die Neuzeit hat diese Anlage verkommen lassen.

²⁵ Weed = Viehtränke, künstlich angelegter Weiher.

²⁶ Der Fuchsborn liefert heute nur noch das Gießwasser für den Garten der Familie Stock. Sein früher begehrtes Wasser speiste den Brunnen an der Bleiche, heute Wäschfraa-Brunnen, dessen Wasser nun aus dem städtischen Versorgungsnetz kommt.

Als Gegenstück zu der Wassergewinnung im Westen der Stadt hatte man im Osten unter der Lohmühle den sogenannten Fuchsborn gefasst, ihn durch die Hirtzbach durchgeführt und ihm Ausläufer am Spritzenhaus und Neutor gegeben. Wie es darum heute bestellt ist, weiß ich nicht.²⁶

Wenn ich dann noch der Pumpe in der mittleren Austraße gedenke (der Schwalbengasse, wie wir damals sagten), sowie des Brunnens im Schulhofe, so glaube ich, habe ich aller öffentlichen Wasserspender im alten Ursel Erwähnung getan.

Das Jahr 1890 brachte – nach mannigfaltigen Kämpfen innerhalb Bürgerschaft und Gemeinderat – die Fertigstellung der neuen Hochdruck-Wasserleitung und damit eine Revolutionierung der öffentlichen und privaten Wasserversorgung.

Wir Buben waren mit den Italienern, welche die Erdarbeiten ausführten, auf sehr vertrautem Fuße. Wir lernten von ihnen sogar Italienisch, und noch lange genug konnte man hören: Sacramento piccolo stumpo.

Im Jahre 1887 war ich in die Schule gekommen, die die meisten meiner Spießgesellen schon ein Jahr oder länger besuchten. Wir waren so 70 bis 80 Jungen und Mädchen, die der Lehrer Höhler jun. zu Ostern aufnahm, um sie nach ganz kurzer Zeit an den neu hinzugekommenen Lehrer Beil abzugeben. Beil war sicher ein tüchtiger und guter Lehrer, dem ich über sein Grab hinaus Dank schulde. Aber das kann ich ihm nicht vergessen, dass er uns singen ließ: »Auf dem grünen Rasen, wo die Blümlein blüh'n, geht mein Schäfchen grasen, in dem jungen Grün«. Warum hat er uns nicht wie die großen Buben singen lassen: »Es braust ein Ruf wie Donnerschall?« Ich habe darum Tränen geweint.

Im zweiten Jahr kamen wir zu dem Lehrer Zwier von Bommersheim, im dritten wieder zum Lehrer Höhler. Mit 10 Jahren trennten sich Buben und Mädchen. Die obersten Knabenklassen hatten die Lehrer Kobel und Schneider, die obersten Mädchenklassen die Lehrer Friedrich und Höhler sen. Höhler sen. war damals Organist, Friedrich der erste und einzige evangelische Lehrer. Ich müsste eigentlich noch einen Lehrer erwähnen, tue es

aber absichtlich nicht. Er hat großes Unheil gestiftet, erfreute sich aber der besonderen Gunst des damaligen Rektors Keuter.

Das Zusammenleben der verschiedenen Konfessionen war durchaus friedlich. Der in meiner Jugend amtierende evangelische Geistliche war der Pastor Schuhmacher, ein feiner Kopf. »Von Mara nach Elim«²⁷ war, so meine ich mich zu erinnern, der Titel seiner Dichtungen.

Einer seiner Vorgänger war der Pastor Magenwirth, der eine katholische Frau hatte. Als diese beerdigt wurde, soll der amtierende katholische Pfarrer seinen evangelischen Amtsbruder hinter dem Leichenwagen hervor nach vorn an seine Seite geholt haben. So ist es mir erzählt worden. Ich kann die Sache nicht nachprüfen. Würdig erscheint sie mir aber, vor der Vergessenheit bewahrt zu werden.

Getauft wurde damals auch bei den Katholiken im Hause.²⁸ Bei mir besorgte es der Pfarrer Tripp, der später als Stadtpfarrer nach Limburg kam. Sein Hund hat mir als Kind meinen Ball zerbissen,



Wilhelm Tripp – Pfarrer in Oberursel von 1871 bis zu seiner Berufung 1887 nach Limburg, wo er Domkapitular, Geistlicher Rat und Stadtpfarrer war.

und ich habe dafür keinen neuen bekommen. Erst viel später lernte ich im Rheinland das Wort kennen: »Pastorsch Hongk und Liehersch Jonge!« (*Pastors Hund und Lehrers Junge*).

Den Kaplänen, die uns in der Schule den ersten Religionsunterricht gaben, habe ich im allgemeinen kein sonderlich gutes Andenken bewahrt. Kam so ein neuer Herr – und der Wechsel war meines Erachtens ziemlich häufig – dann hieß es gewöhnlich: Wieder einer, der Orschel noch nicht gesehen hat.

Von »Limburg« waren die Oberurseler damals nicht sonderlich entzückt. Die Gegensätze waren zur Hauptsache verwaltungstechnischer Natur, hatten aber auch tiefere Gründe. Das Bistum war dasselbe unorganische Gebilde wie das Herzogtum, das es geboren. Limburg und Westerwald waren für uns, die wir 1000 und mehr Jahre zu Mainz gehört hatten, nur eines: fremd.²⁹ Heute mögen sich die Gegensätze abgeschliffen haben. Limburg gilt für uns Außenstehende sogar als eine der fortschrittlichsten Diözesen. Auch sein neues Gesangbuch atmet diesen Geist. Oder bedeutet das keinen Fortschritt, wenn es in einem alten Weihnachtslied nach meinem Bubengesangbuch heißt: »In seine Lieb versenken will ich mich ganz hinab« und derselbe Vers im neuen lautet: »Ich will mich ganz versenken in seine Lieb hinab.«
Fein säuberlich, symmetrisch, sagte immer ein alter Professor in Homburg, Subjekt, Prädikat, Objekt, so ist's recht, Herr Lehrer. Mein altes Gesangbuch und ich sind abgemeldet, uns lege man zusammen ins Grab.

Des Sonntags, wenn wir zur Kirche gingen, mussten wir durch den »Rathausbogen« hindurch. Das geschah von uns Buben nie ohne einen scheuen Blick auf die Rollen hoch oben an den Torwänden oder das alte »Bolles« (*Arrestzelle, deren Tür zwischen Torbogen und Rathaus-treppe heute noch zu sehen ist*), beides Erinnerungen an frühere Handhabungen der Justiz. Und welcher Bub stand mit der Justiz nicht auf Kriegsfuß! In den Tor-ecken sah man noch die Steine mit den Löchern, in denen früher die Torflügel gingen, in der Decke waren große Löcher für die mittelalterlichen Verteidigungsmittel. Alles ist der Pietätlosigkeit einer

27 Zwei Stationen auf dem Wüstenzug der Israeliten, sinngemäß ein Weg vom Schlechten zum Guten.

28 Wegen der hohen Kindersterblichkeit sollte die Taufe möglichst bald nach der Geburt erfolgen. Um die Neugeborenen vor den Unbilden des Wetters zu schützen, taufte man nach Möglichkeit zu Hause.

29 Oberursel gehörte bis 1803 zum Erzbistum Mainz, 1827 kam es zur neu gegründeten Diözese Limburg.



*Der Stadtdiener, Ausscheller und Ordnungshüter Kaspar Ilmstadt (*1836 – †1910) bei einer Amtshandlung im »Adler«.*

AUSSCHNITT AUS DEM GEMÄLDE »DER STAMMTISCH« VON ADAM NETZ.

modernen Zeit und dem Zement zum Opfer gefallen.

Musste man dann schon einmal »uffs Rathaus« und betrat den alten Rathaussaal, dann ging der erste Blick auf einen Schrank, an dessen Schmalseite alte Pisstolen und eine blecherne Gesichtsmaske mit einer langen Nase hingen. Mit dieser Maske wurden früher gefasste Diebe durch die Straßen geführt, wobei ein Muster des Diebesgutes, z. B. ein Geldbeutel, Kartoffeln usw. an die Nasenspitze gehängt wurden. Was klauen heute die Herren Spitzbuben – Hühner, Kaninchen, Klaviere, Autos usw. – ein Glück für sie, dass mit diesem alten Brauch gebrochen ist. An den Wänden des Rathaussaales hingen alte Ölbilder, vermutlich Bildnisse ehemaliger kurmainzischer Landesherren. Und inmitten des Rathaussaales saß an einem großen alten Tisch der Bürgermeister der Stadt Oberursel. Erwählt wurde damals der Bürgermeister von der gesamten Bürgerschaft aus deren Mitte, als Mann ihres Vertrauens, als Repräsentant städtischen Ansehens und Träger städtischer Autorität. Ich habe noch zwei dieser alten Bürgermeister gekannt, Aumüller und Weiler. Ob sie »tüch-

tige Verwaltungsbeamte« waren, weiß ich nicht. Aumüller kannte ich zu wenig, von ihm weiß ich nur, dass er einen großen Hund unter seinem Schreibtisch liegen hatte. Wenn ich mich recht entsinne, wurde unter seiner Amtsführung das große Werk der Wasserleitung geschaffen.

Weiler war von Hause aus Architekt, und als solcher hat er die Turmreparatur durchgeführt. Er verkehrte am Hofe der Kaiserin Friedrich, die der Einweihung des Kriegerdenkmals³⁰ in den Auwiesen beiwohnte, für die damalige Zeit eine hohe Auszeichnung. Leider starb Weiler sehr früh.

Neben dem Rathaussaal befand sich die »Stadtkanzlei«, ein kleines Zimmer, in dem der Stadtschreiber Ditschler das Regiment führte. Auch dem Stadtdiener Ilmstadt konnte man dort begegnen und dem Polizeigewaltigen Zeller. Seine Steuern konnte man direkt neben dem Rathaus bei dem Gemeinderechner Adrian los werden. Das war in den achtziger Jahren die ganze »schriftführende« Stadtverwaltung von Oberursel, einer Stadt von damals 3000 bis 4000 Einwohnern. Das Rathaus hatte allerdings noch eine Filiale, und die befand sich beim »Janze Carl«, einem alten Junggesellen, der gegenüber dem Rathaus an der Ecke der »Brauhäuser« eine Drogerie betrieb, bei dem man aber auch noch andere Dinge haben konnte. »Hm«, sagen die alten Orscheler.

Ein Stückchen vom Janze-Carl muss ich noch erzählen. Kommen da die Buben aus der Schule den Berg herunter, um seine Ecke herum, da geht die Tür auf: »Ihr Buwe, ihr Buwe guckt emol, do driwwe in dem Baam hängt en ganze Kranz Brezele, die mißt ihr euch hole.« Die Brezeln, die er an einer Schnur auf den Baum geschleudert hatte, hingen in den äußeren Astspitzen, wo niemand hinklettern konnte. Was lag also näher, als ihnen mit Steinen auf den Leib zu rücken, an denen zwischen den Marktplatzbäumen kein Mangel war. Und in den nächsten Minuten ging ein Hagel von Steinen los, von denen die wenigsten die Brezeln trafen, die aber alle ohne Ausnahme den Hof und die Hallen vom Diel-Burkart trafen. Dem Mann muss es himmelangst und bang geworden sein. Telefon³¹ und Überfallkommando gab

³⁰ Kriegerdenkmal für die Gefallenen des Einigungskrieges 1870/71 wurde 1895 in der »Obere Au (heute Allee) eingeweiht, in Anwesenheit von Kaiserin Friedrich.

³¹ Seit 1867 besaß Oberursel die erste Telegraphenstation im Kreis. (Der Obertaunuskreis, S. 120)



Die Ackergasse um 1930. Links das Renno'sche Haus, dann mit den Rundtüren das Anwesen vom Fisch-Müller, der sich hier vor seinem Laden präsentiert. Hier wohnten und wirtschafteten zuvor die beiden Fräulein Kürtell. Dazwischen die Einmündung der sogenannten »Fahrth«. Mit dem großen Tor und den Treppenstufen zum Hauseingang das Steinbach'sche, später Wolf'sche Haus, heute das Anwesen Stock. Dahinter die Gebäude der Bäckerei Steden.

FOTO: SAMMLUNG
RICHARD STOCK

es noch nicht, also könnt ihr euch »die Zucht und die Jagd und den Spektakel« auf dem Marktplatz denken. Nebenbei bemerkt hatte der Diel-Burkart auch eine Drogerie wie der Janze-Carl.

Das Jahr 1866 hatte mit dem Herzogtum Nassau aufgeräumt und dessen Einwohner zu Preußen gemacht. Der großdeutsche Traum von 1848 war ausgeträumt. Über den von Preußen annektierten Ländern (außer dem Herzogtum Nassau waren es das Kurfürstentum Hessen, die Landgrafschaft Hessen-Homburg, das Königreich Hannover und die Freie Stadt Frankfurt am Main) stand in meiner Jugend zwar der Glanz des siegreichen 70er Krieges, aber in den alteingesessenen Familien lebte doch die Erinnerung an das Einst und der Gegensatz zum Jetzt weiter. Viel hab ich mir erzählen lassen, wie 1866 hier in Oberursel und Umgebung die Österreicher lagen, wie in der Bevölkerung die tollsten Gerüchte umliefen von den Preußischen Helmspitzen,

die man auf der Königsteiner Chaussee schon blinken sehen konnte, oder von der Geiß, die die Preußen in Oberhöchstadt oder Oberstedten mitgenommen haben sollten.

Aber eines Nachts, da wurde es ernst, da schlug es Generalmarsch. Kanonendonner scholl aus der Mainebene herüber und vom Kirchhof konnte man drunten wirklich das Aufblitzen des Geschützfeuers sehen. Also überall wurde feldmarschmäßig gepackt, die Buben mussten die Feldflaschen füllen und durften das überschießende Geld behalten, dann Abschied, Antreten und Abmarsch in Richtung Frankfurt, dem Kanonendonner entgegen. Aber als es Tag wurde, kamen die ganzen Truppen zurückgeflutet, und nun klärte sich auch die nächtliche Ruhestörung auf. Österreichs Artillerie, die da drunten in den Dörfern lag, hatte neue Geschütze bekommen, die sie nächtlischerweile einschoss und damit die ganze Gegend alarmierte (gerade so, wie ein halb Jahrhundert später,

in der Neujahrsnacht 1919, das Verfeuern der hier niedergelegten Munition den ganzen Brückenkopf Mainz in Unruhe brachte).

Als dann eines Tages die Österreicher wirklich abrückten, zeigte es sich, dass sich im Hof des damals Steinbach'schen, später Wolf'schen Hauses in der Ackergasse ein Ochse in einem Ahlen verfangen hatte. Da hatte die ganze Ackergasse »nahrhafte« Tage, wenn auch die »Rindfleischglocke« nicht geläutet wurde. (Ein »Ahlen« ist der schmale Zwischenraum zwischen zwei Häusern, wo sich der Ochse offenbar festgekeilt hatte und aus dem er nicht mehr lebend befreit werden konnte.)

Zu Hause auf dem Speicher lagen noch in meiner Jugend österreichische Käppis herum, und in den Kestenstücken³² waren noch die Biwaksgräben und Löcher zu sehen. Wir waren also preußisch, aber beileibe keine echten Preußen geworden, und als wir in der Schule nach

unserer Staatsangehörigkeit gefragt wurden, ist es mehr als einmal vorgekommen, dass der Lehrer unter Lachen die Antwort bekam »Musspreuß«.

Das beste Instrument zur »Verpreußung der neu erworbenen Länder« waren, wie im Elsaß, die preußischen Gendarmen. Mit denen ging es nicht so wie mit dem zugezogenen Schuster, dessen Sohn wir »verbimscht« hatten und der sich vor unseren Lehrer stellte mit den Worten: »Ich lasse mich meine Kinder nicht schlagen, ich habe bei den preußischen Ulanen³³ gedient«! Die ließen sich nicht auslachen, sondern waren eine ebenso gefürchtete wie verhasste Macht.

Ich erinnere mich noch, wie eines Tages zu uns ein wandernder Bäckergeselle kam und um Arbeit vorsprach. Der wurde nach Einsicht in seine Papiere zunächst einmal satt gemacht, dann aber, als draußen die Pickelhaube des Gendarmen auftauchte, schleunigst durchs Scheuertürchen abgeschoben. Als sich dann mein Vater auf einen Augenblick am Fenster blicken ließ, entspann sich zwischen ihm und dem Gendarmen eine kleine, freundschaftliche Unterhaltung:

»Wo ist denn der Stromer, der bei Ihnen hineinging?« – »Stromer? In meinem Haus verkehren keine Stromer.« –

»Oder Handwerksbursche oder was es sonst war.« – »Aha, der Bäckergesell, der um Arbeit vorsprach? Der ist längst wieder fort.«

»Aber ich hab ihn nicht herauskommen sehen.« – »Mein Haus hat mehr als eine Tür.«

»So, ja. Zieht Euch das Lumpenzeug nur selber groß!« Kehrt marsch.

14 Tage später hatte mein Vater ein Strafmandat. Ob die Jauche unter dem Hoftor hinaus ins Flössi gelaufen oder das Namensschildchen am Wagen verloren gegangen war, weiß ich nicht mehr.

Noch eines muss ich von unserem Flössi erzählen. Es floss in der Ackergasse auch am Hause eines angesehenen Landwirts vorbei, der, wie man so sagt, nicht auf den Kopf gefallen war. Da sah es, wie der eines Morgens im Sonntagsanzug zum Zuge ging. Durchgangskarten nach dem »Königreich Flieden« gab es damals noch nicht. (Aus dem »Königreich Flieden«, dem »Fulder Land«, kamen Jahrhunderte lang die meisten Knechte,

32 Kastanienhaine bildeten einen Halbkreis im Norden und Westen um Oberursel. In unserem Gebiet lag aber auch die Nordgrenze geschlossenen natürlichen Wuchses von Edelkastanien, heute z. B. nördlich der Stierstädter Heide noch zu sehen. (Der Ober-taunuskreis, S. 128)

33 Ulanen: Lanzenreiter aus polnischer Tradition, auch im preußischen Heer, trugen die zweireihige Ulanenka.



Vereinzelt kann man sie auch heute noch am Waldrand Oberursels finden, die Reste der riesigen Kastanienbäume, einst gepflanzt, um die Nahrungsgrundlage der Bevölkerung zu ergänzen. Die Kastanienhaine waren auch beliebte Naherholungsgebiete.

FOTO: SOPHIE BERGMANN-KÜCHLER



Rolf Winter (1881-1968), stadtbekanntester Oberurseler Maler und Dichter, Bruder des Bildhauers Harold Winter, wohnte im Atelierhaus am Maasgrund und fand viele seiner Motive in der nahen Umgebung, so wie hier einen Blick vom Kastanienhain auf die Stadt.



Mägde und Dienstmädchen in unsere Gegend). In umgekehrter Richtung, also von dort nach Oberursel, hätten sie sich schon eher verlohnt, wenigstens einfache, also keine Retourkarten.

Also, unser Landwirt fuhr los, um eine neue Magd zu dinge. Er hatte auch bald eine gefunden, die ihm so halbwegs zusagte. Aber nun kam der Vater des Mädchens zu Wort. Das Kind durfte nicht melken, durfte keinen Stall misten, keinen Mist laden und was weiß ich sonst noch. In seiner geldlichen Forderung aber war der Alte gar nicht so zimperlich. Er wollte mit Gewalt 35 Mark haben. Der Handel ging hin und her, schließlich meinte unser Landwirt: »Gut, des Mädchen krieh 35 Mark, awwer dann muss es aach Klavier spille könne.«

Wäre bei uns die alte, vielhundertjährige Ordnung noch in Kraft, dann begänne an St. Ursula (21. Oktober) die Kerwe-Woch. Heute liegt St. Ursula an deren Ende. Was die Ursache der Änderung war, weiß ich nicht. Die Hauptsache für uns Buben war immer die Vorwoche mit ihrer Vorfreude. Aus der Schule führte uns der Weg hinunter in die Allee, wo die Ankunft eines jeden grünen Wagens begrüßt und das Aufschlagen der »Karrselle« und sonstigen Buden von uns sach- und fachgemäß verfolgt wurde, so wie heute die Jungen um ein noch nicht geschautes Auto herumstehen. Die Karussells wurden

damals noch von Menschenkraft bewegt, »gedrückt«, und das besorgten die Buben gegen freie Fahrt. Die entsprechenden »Kontakte« wurden schon freitags und samstags getätigt.

»Herr Küpper, Herr Küpper, ich derf aach drücke«, und der Herr Küpper, der gewöhnlich das erste Karussell am Eingang der Allee hatte, sagte allen bereitwilligst zu. Neben dem Karussell stand ein Pfahl mit beweglichem Arm, aus dessen Anhängsel man während der Fahrt Ringe ziehen konnte. Die eisernen Ringe galten nichts, der eine aber aus Messing verbürgte eine Freifahrt, und was das bedeutete, konnte nur der Bub ermessen, der mit 5 Pfg. Kerwegeld³⁴ losgeschickt wurde. 10 Pfg. das hätte für einen Vater von acht oder zehn Kindern glatten Bankrott bedeutet.

Kerbsonntag und -montag waren für die Fremden, der Mittwoch für die Oberurseler. Montags war großer Kram-Markt. Da standen die Verkaufsstände vom Rathaus über den Marktplatz, Homburger Straße bis in die Ackergasse hinein. Unser Flössi war dann selbstverständlich außer Aktion. Zu Hause wurde die Wohnstube zum Kaffee umgewandelt. An der Wand stand dann eine lange hölzerne Bank, davor zwei weiß gedeckte Tische und Stühle aus dem ganzen Haus in allen möglichen Formen. Und dann kamen die »Kerwegäst« aus der ganzen Umgebung, von

³⁴ 5 Pfg. Kerwegeld. – Kerwe, Kerb, Kirchweih, Kirmes. Der Durchschnittslohn eines Arbeiters lag 1890 bei 711 Mark pro Jahr. (vgl. Th. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, I, München 1998, S. 304)

Bommersheim, Kalbach, Weißkirchen, Stierstadt und Oberhöchstadt, meist Frauen mit Kopftüchelchen und Joppelchen, davor das obligate schwarze Schürzchen gebunden und ein Zierkörbchen³⁵ in der Hand. Die Portion bestand aus einer Tasse Kaffee und drei Stückchen Kuchen; was die gekostet hat, weiß ich leider nicht mehr. Jedenfalls war es eine ganz hübsche Extra-Einnahme für uns. Natürlich, wenn es regnete, dann waren die frischen Kuchen umsonst gebacken und die Pleite um so größer.

Die Kerwefreuden liefen meist in der Oktav von Allerheiligen-Allerseelen aus. Am Nachmittag von Allerheiligen hatte der Frühmesser die Festpredigt zu halten. An die Vesper von Allerheiligen schloss sich dann in deutscher Sprache die von Allerseelen an, auf der schon die Schatten des Allerseelentages lagen. Dann zog die Prozession hinaus auf den Friedhof, wo vor dem Kalvarienberg³⁶ die Allerseelen-Andacht gebetet wurde. Warum das nicht in der Kreuzkapelle geschah, weiß ich nicht. Diese Kapelle hatte für uns immer etwas Fremdes, Befremdendes. Die Überlieferung hatte uns immer erzählt, dass in dem Türmchen früher eine silberne Glocke gehangen habe, die von den Franzosen³⁷ entführt worden sei. Der Gräberbesuch dauerte meist nicht lange, denn

in der Regel war es schon empfindlich kalt. Da wurde gesorgt, dass wir nach Hause kamen, wo die Mutter mit den letzten Stücken Kerwekuchen aufwartete, besonders den verpönten Randstücken, die sie alle in einem »steinernen Dippe«³⁸ aufbewahrt hatte. Sie wusste, dass der Tag dafür kommen würde.

Das Schönste in dieser dunklen Zeit waren aber die abendlichen Armeseelen-Andachten. Wenn wir unserem Freund Karl beim Läuten geholfen hatten, ging es schleunigst in die Kirche, wo damals im Chor die Buben-Bänkchen standen, einfache Kniebretter, auf denen man Gleichgewichtskunststücke aufführen konnte. Jeder Bub hatte sein Kerzchen oder Wachsstöckchen bei sich, mit denen es sich, so lange vor der Andacht noch kein Lehrer da war, so schön spielen ließ. Der eine steckte sein Kerzchen an dem des anderen an. Zum Dank wurde dann des anderen Lichtchen ausgeblasen, worüber dieser mit tüchtigem Rippenstoß quittierte. Daß dabei schon mal eine ganze Reihe Buben von hinten bis nach vorne purzelte, war weiter nicht schlimm. Aber als eines Abends dem Kartusch sein Baldin³⁹ in Flammen aufging und dem eine solenne Keilerei folgte, die die vorn knieenden Schwestern zum Eingreifen veranlasste, da gab es Luft!

35 Zierkörbchen statt einer Handtasche.

36 Kalvarienberg – erhöhte und erweiterte Kreuzigungsgruppe, benannt nach dem Kalvarienberg (Golgotha) der Bibel, der Hinrichtungsstätte Jesu.

37 Franzosen waren seit Ausbruch der Französischen Revolution (1789) und bis zum Ende der napoleonischen Herrschaft (1815) des öfteren in Oberursel. Die Besetzungen und Einquartierungen ließen viele Bürger in Schulden geraten. (Baeumerth, S. 171f)

38 Steinernes Dippe« – irderner Topf, diente u. a. zur Frischhaltung von Speisen.

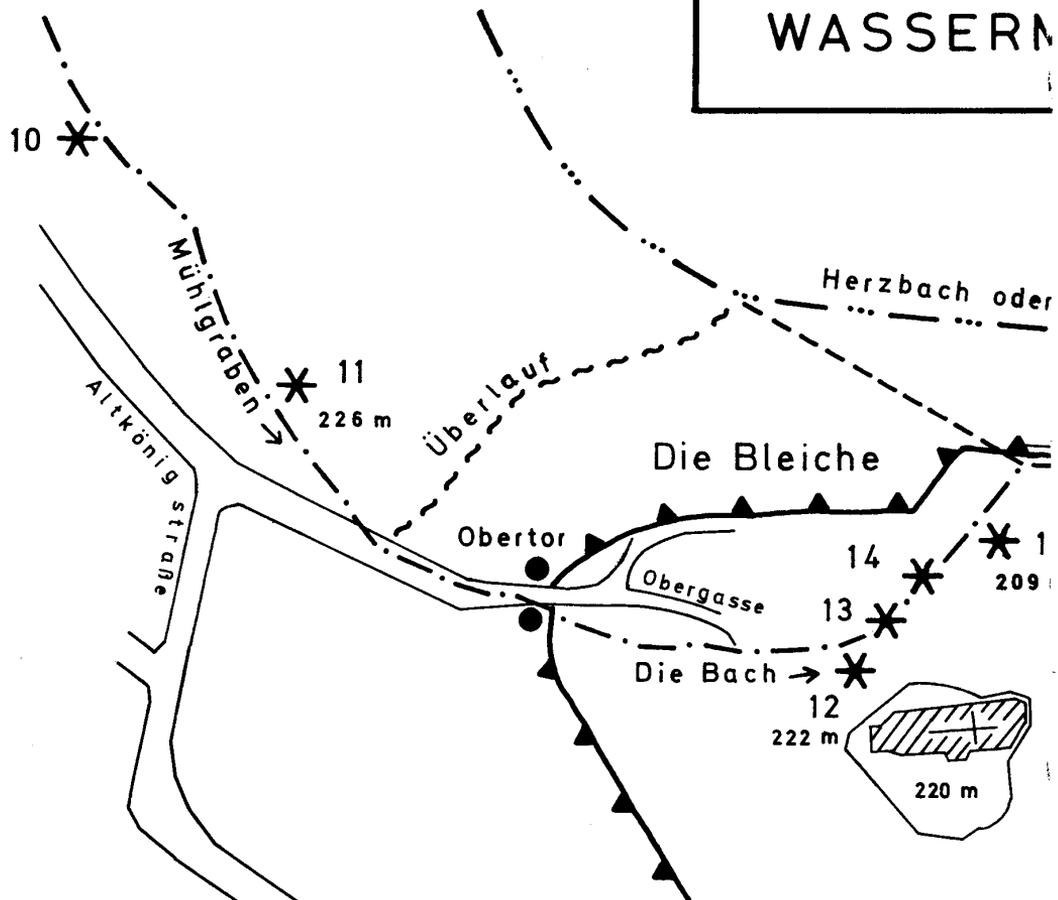
39 Ein Baldin ist ein Halschal.



Keuzkapelle mit Kreuzigungsgruppe (Kalvarienberg)

LAVIERTE ZEICHNUNG, FRIEDRICH PHILIPP USENER, 1835

WASSERM

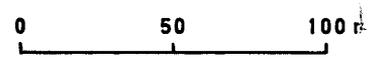


- ... — Herzbach = Urselbach
- . - . - Die Bach = Mühlgraben
- **Ackergässer Flössi**
- ~ ~ ~ ~ Überlauf
- - - - Vermuteter alter Bachlauf
- 10 Wassermühlen (Nr. wie im Text)
- Grenze der Altstadt
- 226 m Höhenangaben

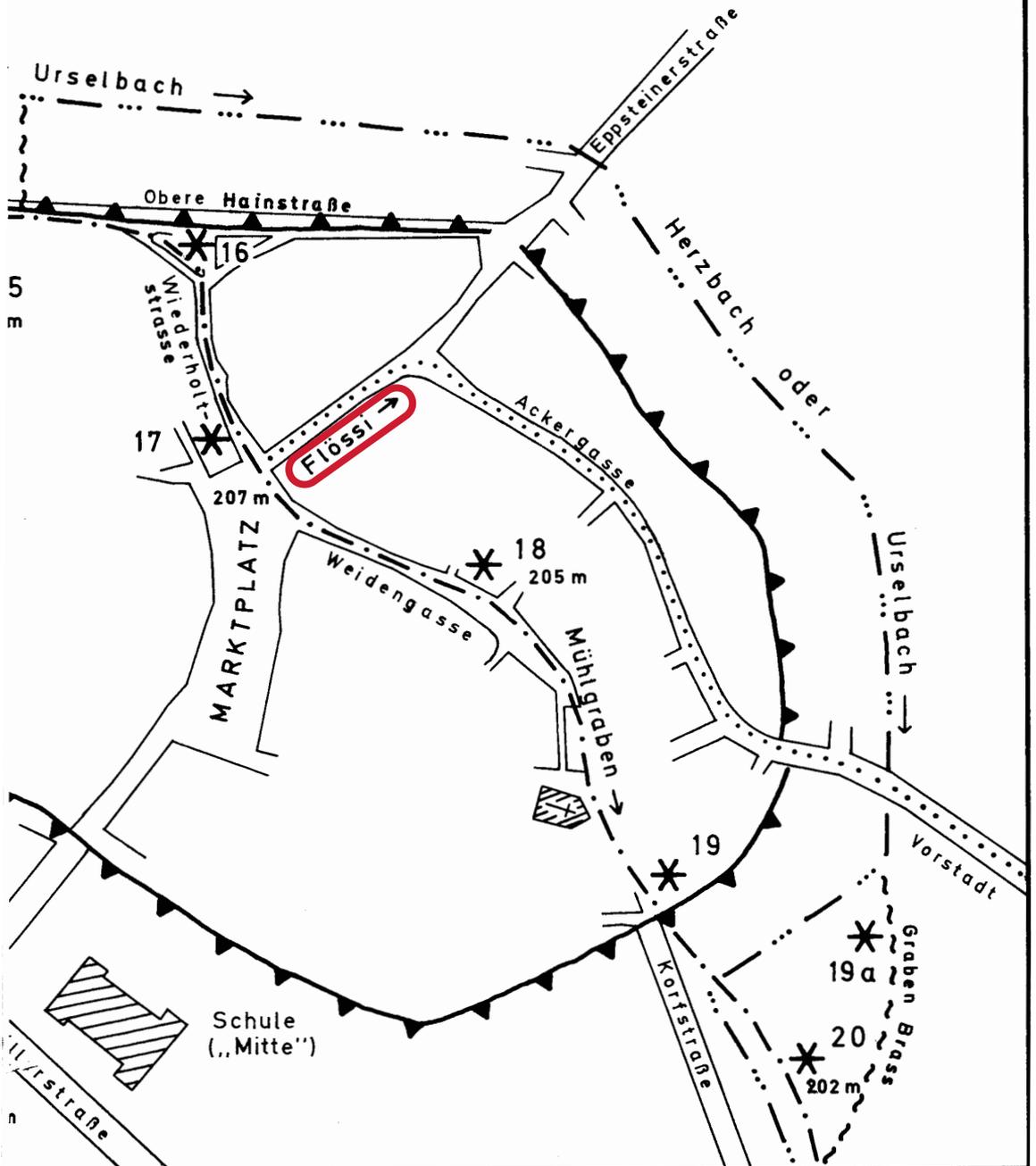
KARTENGRUNDLAGE :
 Deutsche Grundkarte 1 : 5000, vergrößert auf 1 : 2500

QUELLE :
 Nassauisches Lagerbuch nebst Gewannenbuch,
 Gemarkung Oberursel, 1863 / 67.

Zeichnung : U. Greinert



MÜHLEN AN „DER BACH“ UM 1880



Ob der Brauch mit den Lichtchen heute noch besteht und die Buben gerade noch so brav sind, wie wir es waren, weiß ich nicht. Jedenfalls gehörte er zu meinen schönsten Kindheitserinnerungen – trotz allem.

Aus dämmernden Kindertagen grüßt sie herüber, die heilige Zeit des Advents. Der November war der Totenmonat, dunkel und schwer, erfüllt von Ewigkeitsgedanken, und durch dieses Dunkel beginnt ein Licht zu leuchten, zaghaft noch, aber ahnungsvoll, den Weg bereitend für die Sonne des Weihnachtsfestes. Wisst ihr, was diese Wochen für ein Kinderherz bedeuten?

Gewiss, es war ja gerade nicht schön, dass wir in diesen Vorweihnachtstagen jeden Morgen herausmussten zur Kirche, zum Rorate-Amt. Dafür durften wir aber auch die schönen alten Adventslieder singen: »Tauet Himmel den Gerechten, Wolken regnet ihn herab« oder »Lass erschallen die Posaune, Sion sing ein neues Lied«, und wie sie alle heißen, die in unserem Buben-Gesangbuch zwischen den Nummern 70 und 80 standen. Was das Wort »Rorate« bedeutete, wusste uns die Mutter nicht zu sagen, aber vom Vater her wussten wir, dass vor mehr als 200 Jahren ein frommer Oberurseler Leinenweber mit Namen Zweifel das Rorate-Amt gestiftet hatte. Hier im rheinischen Land kennt man das Rorate auch nicht, selbst Leute nicht, die es von Standes wegen wissen müssten. Einer im stillen Kloster der Trappisten droben in der Eifel, ein Süddeutscher, hat es mir gedeutet, wo selbst der neue Herder versagt. (»Rorate« ist der Anfang des Introitus einer vorweihnachtlichen Votivmesse. Rorate Coeli – Tauet Himmel ... Rorate-Messen waren gestiftete Messen mit besonderen Anliegen.)

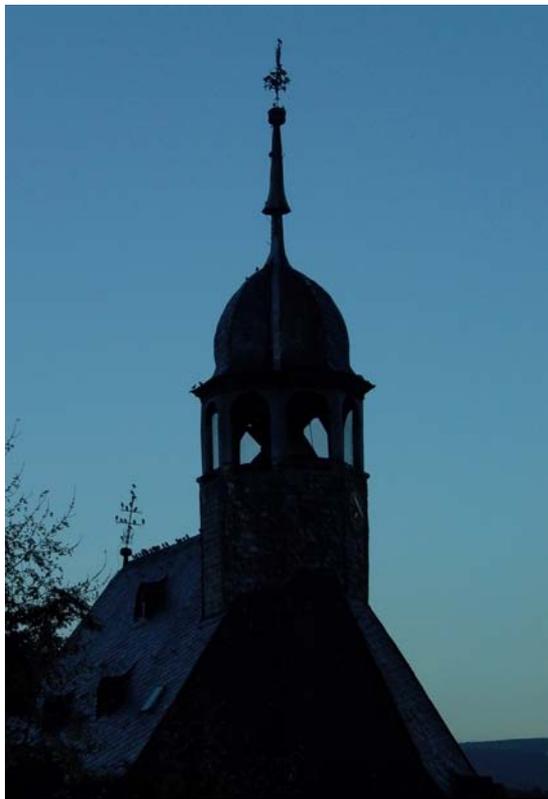
Gleich im Anfang des Advents stand der Tag der heiligen Barbara (4. Dezember), der Schutzpatronin der deutschen Artillerie, ein Tag, an dem es Sonntagskost gab. In der Spitalkirche – sie ist der heiligen Barbara geweiht – wurde der Schutzpatronin zu Ehren ein feierliches Hochamt gehalten, wobei die Altarstufen mit einem großen roten Tuch belegt waren. Und der Mutter zu Ehren gab es an diesem Tage ihrer Namenspatronin einen »Rodonkuchen«,⁴⁰ gebacken in einer Form, die das Meisterstück eines alten Oberurseler Kupferschmieds und ein Hochzeitsgeschenk der Mutter war. Am Mittag des Barbaratages wurden dann von wilden Kirschen, (beileibe nicht von »zahmen«) Zweige geschnitten und in ein altes »Milchdippe« mit Wasser gestellt, damit sie zu Weihnachten Blüten zeigten.

Am 6. Dezember war der Tag des heiligen Nikolaus, und am Abend vorher kam er selber in Person, begleitet von seinem Knecht Ruprecht mit Sack und Ketten. Nachmittags waren wir mit einem Korb voll »Bobbe und Hasen« durch die Kundschaft gegangen. Die »Bobbe« tru-

40 Gerippter Napfkuchen in Ringform.

Die Hospitalkirche an der Strackgasse, kurz »Spitalkirche«, ist der heiligen Barbara geweiht. Eine aufwändige Restaurierung, besonders im Dachbereich, wurde 2021 abgeschlossen.

FOTO: JÜRGEN DIETRICH



gen teilweise ein kleines Püppchen auf dem Arm, die Hasen einen Reiter, der sich an einem Hasenohr festhielt. Die Bedeutung dieses Gebäcks ist mir fremd geblieben. Vielleicht kann jemand darüber Auskunft geben, dem länger als mir die Sonne der Heimat gestrahlt hat. Dem abendlichen Erscheinen des heiligen Nikolaus sah man mit gemischten Gefühlen entgegen. Und wenn schon von weitem das Rasseln der Ketten zu hören war, die der Rupprecht über das Pflaster der Ackergasse schleifte, gefror uns das Blut in den Adern. Nikolaus trug eine Rute, und dann wurde Gericht gehalten über alle Unarten und Taugenichtserien, und nur das feierliche Versprechen der Besserung bewahrte uns vor Rute und Sack und ließ die Hoffnung auf die Bescherung am heiligen Abend nicht ganz zu Wasser werden.



Schnee am Marktplatz um 1950. Noch stehen die großen Kastanienbäume und werfen ihre Schatten. FOTO: ERIKA WACHSMANN, SAMMLUNG KOPP

41 Mahnen sind meist größere Körbe, z. B. die »Wäschmahn«. Bäuerinnen trugen die mit Waren gefüllten Mahnen mit einem Polster auf dem Kopf. Es gab besondere »Ruhnen«, eine Art Bank mit erhöhtem Mittelteil, (eine in der Nähe der Saalburg), wo man den Korb leicht abstellen und wieder aufnehmen konnte, links und rechts befanden sich Sitzgelegenheiten.

42 Weißer Sand zum Putzen des noch häufig verwendeten Zinngeschirrs und der Messer mit Eisenklingen.

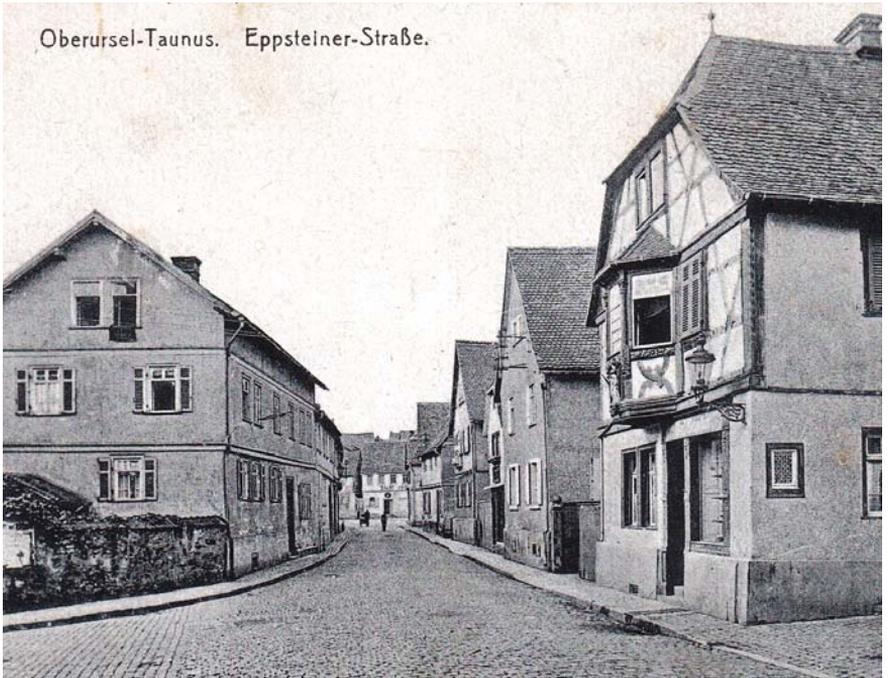
In den niederdeutschen und anschließenden holländischen Gebieten, selbst in dem evangelischen Nordholland hat der Nikolaustag eine andere Bedeutung. Auf holländischem Gebiet kommt er als »Sinter Claas«, auf deutschem als »heiliger Mann« in bischöflichem Ornat. Auf dem Weg aus der Schule singen die Kinder ein altes Lied »Lustig, lustig, tralleralla, heut ist Nikolausabend da« und am nächsten Morgen finden sie auf dem Tisch die Gaben, die daheim das Christkind zu beschenken pflegt. Unser heimischer Brauch dünkt mir aber doch der schönere.

War Nikolaus vorbei, dann waren es nur noch drei Wochen bis Weihnachten, und diese Zeit war erfüllt von den Vorbereitungen auf das hohe Fest. Zu diesen zählte vor allem die Weihnachtsbäckerei, wie sie mein Großvater von seinen Wanderjahren mitgebracht hatte. Hirschhornsalz, das ich in der Apotheke holen

musste, spielte dabei eine Rolle und, wenn ich nicht irre, auch Rosenwasser oder -öl. Und was wurde nicht alles gebacken: Konfekt, glatt, glasiert und bemalt, Anis, Buttergebackenes und Lebkuchen. Abends saß dann der Vater in vertrautem Kreise vor einem Haufen Konfekt mit weißer Zuckerglasur, die bemalt wurde. Jede Figur erhielt ihr individuelles Aussehen, die Blumen, Blätter und Blüten, die Uhren ein Zifferblatt und die Löwen und Katzen Gesichter, die ich heute noch »nachmalen« kann. Gifffreie Farben, in der Hauptsache blau und rot, jeder Kunstkritiker gewachsen.

Wir anderen, am Kunstwerk nicht Beteiligten, mussten Tüten kleben. Aus Zeitungspapier natürlich. In diese wurde dann das Konfekt eingefüllt, viertelpfundweise, und am nächsten Morgen kamen Frauen, die mit Mahnen⁴¹ auf dem Kopf über die Dörfer gingen und dort neben Bürsten, weißem Sand⁴² und dergl. das

Oberursel-Taunus. Eppsteiner-Straße.



Die Eppsteiner Straße um 1920 mit Blick zum Marktplatz, rechts mit dem Erker die Bäckerei Schuckardt, links die Einmündung der Acker-gasse. Hier, am schmalen Bürgersteig entlang, nahm noch etwa 20 Jahre vor dieser Aufnahme das »Flössli« seinen Lauf.

POSTKARTE
SAMMLUNG BERND OCHS

Weihnachtsgebäck absetzten. Herzen aus Lebkuchen waren auch dabei. Darin bestand aber eine fühlbare Konkurrenz von Oberstedten her. Die taten aber keinen Honig hinein, sondern Sirup.

Was draußen herum nicht abgesetzt wurde, kam in einen großen, flachen Schubkasten, der auf der Kommode stand. Er hatte ein halbes Dutzend Gefache und einen Glasdeckel und diente dem Verkauf im Hause. Und noch eines: Damals schenkte der »Bursch« dem »Mädchen« keine Perlon- oder Nylonstrümpfe, sondern für 20 oder 30 Pfg. ein Zuckerwerk, das wir selbst nicht herstellten, sondern in Frankfurt kauften. Schaumkonfekt möchte ich es nennen. Meistens bestand es aus zwei Lagen, zwischen denen rotes oder blaues Gelatinepapier (Hauchpapier, wie wir es nannten) eingebacken war. Auch Klein-Zuckerzeug gab es in allen möglichen Formen und Gestalten für den Christbaum, den außer Kerzen sonst nur kleine, rotbäckige Äpfelchen sowie vergoldete oder versilberte Nüsse zierten, alles an roten Baumwollfädchen.

Wenn dann die Mutter in Frankfurt den Einkauf besorgt hatte, brachte sie – das war Evangelium – eine Tüte Schokolade in Klumpenform mit, die sie am heiligen Abend kochte. Das war das einzige Mal

im Jahre, dass es diese Leckerei gab, die heute alle Schaufenster ziert. Ja, im alten Oberursel wurde einfach und sparsam gelebt, Geld war ein rarer Artikel. Und doch glaube ich, dass am heiligen Abend keine Kinderhand leer war, dafür sorgten andere liebende Hände.

Wie es heute in der alten Heimat aussieht? Ob die alten Sitten und Gebräuche sich noch erhalten haben? Sei's wie es sei! Immer noch werden in diesen Vorweihnachtswochen und -tagen Kinderherzen im stillen sich freuen und dem Christkind entgegenschlagen, und wenn gar – wie einst – dem Christkind bei seinem Austritt aus dem Walde ein tannenreisig-geschmücktes Kreuz⁴³ droben an der Heide seinen Weihnachtsgruß entbietet, dann wäre das die reinste Weihnachtsfreude eines alten Oberurselers.

Unser Krippchen war das schönste in der ganzen Acker-gasse, in der Vorstadt und Strackgass, das stand für mich fest, und noch heute grüßt die Erinnerung daran aus fernen Kindheitstagen herüber. Auf einem besonderen Tisch im Herrgottswinkel unserer Stube, beschirmt und bestrahlt vom schönsten Christbaum weit und breit, so hatte es die kunstfertige Vaterhand aufgebaut, dem erstgeborenen Sohn zur Genüge. Nicht ein Stall war es,

43 Gemeint ist wohl das Signorino-Kreuz an der Königsteiner Chaussee, gestiftet von Maria Josefa Signorino 1818.

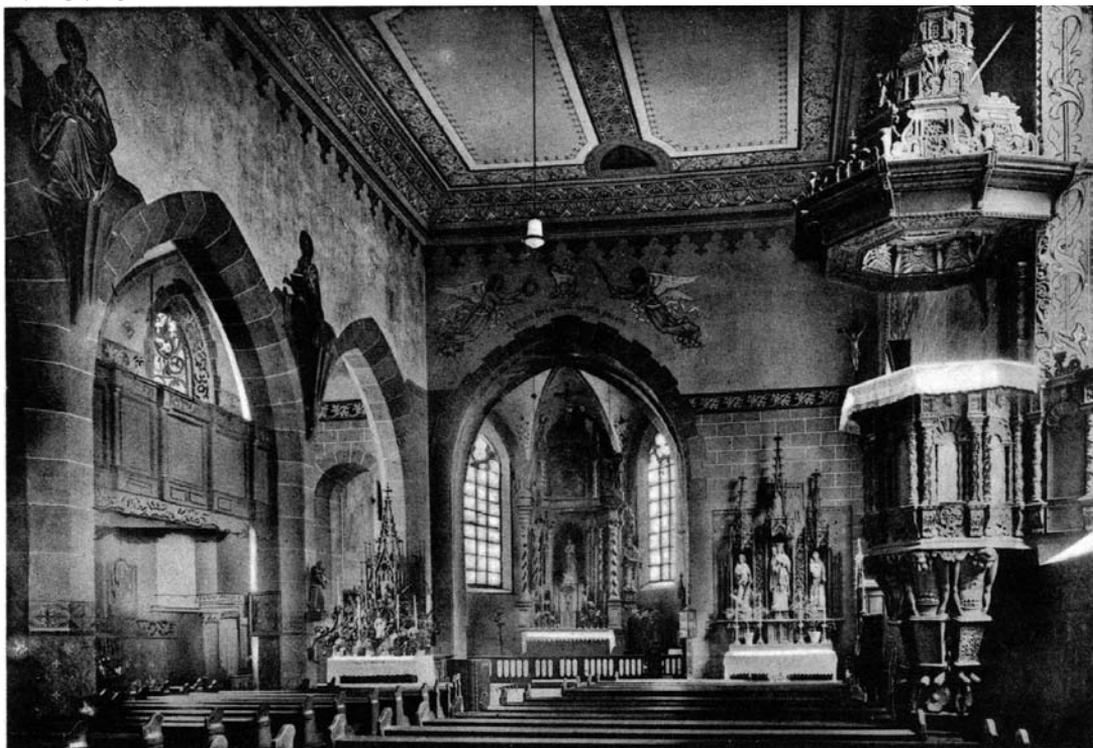
ein ganzer Höhenzug, links unterm Christbaum beginnend und sich im Halbrund fortsetzend, Felsen und Heidekraut aus grünem Moos erwachsend, in der Mitte eine Grotte, die das Wunder der Weihnacht barg, und rechts am Fuße des Höhenzuges das Dorf Beth-Sahur, von wo sich ein Bächlein aus Silberpapier nach vorn schlängelte, mit einer Brücke darüber. Wo der Vater den Namen Bet-Sahur ausgegraben hatte, weiß ich nicht, jedenfalls war er im Gedächtnis des Kindes haften geblieben all die Jahre.

Haften blieb auch die Erzählung des Weihnachtswunders aus dem Munde des Vaters, wie das Jesuskind nackt, arm und bloß in seinem Krippchen lag, rechts ein Öchslein, links ein Eselchen. Dem Öchslein fehlten die Hörner, dem Eselchen ein Bein – der Oberurseler Herrgottschnitzer, der sie zusammen mit den anderen Krippenfiguren geschaffen hat, war schon lange tot – aber was brauchten die Tiere Hörner und Beine, mit ihrem Atem sollten sie das Jesuskind erwärmen. Und zu essen hatte das Kindlein auch nichts. »Auch keine Wurst?« fragte der kleine Sohn. – »Auch keine Wurst.« war des Vaters Antwort.

Und das war ein Wermutstropfen in die Weihnachtsfreude des Kindes, denn es müsste kein Urseler Bub gewesen sein, wenn ihm ein Stück Wurst nicht das höchste der Gefühle bedeutet hätte.

Außer unserem Krippchen daheim sollte es aber noch ein viel schöneres geben, und das stand droben in der Kirche vor dem Muttergottes-Altar. Was lag also näher, als dass der Sohn so lange quälte bis die Mutter ihn des Sonntags mit in die Nachmittagsandacht nahm, um ihm nach deren Schluss das Kirchenrippchen zu zeigen. Und wirklich, das war noch schöner als das daheim. Die Figuren waren viel, viel größer, ein Hirte trug sogar ein Schäfchen auf seinen Schultern und – was das sonderbarste war – der Stall war in seinem Inneren von oben her beleuchtet, ohne dass ich in einem Zeitalter, das noch kein elektrisches Licht kannte, die Lichtquelle selbst entdecken oder die Mutter sie mir erklären konnte. Um das Krippchen herum all die vielen Kinder und auch Erwachsenen, die vielleicht daheim selbst kein Krippchen hatten, aber dem Jesuskind ihre Reverenz erweisen wollten.

Das Innere der St. Ursula-Kirche im Jahre 1927. In den unzähligen Stunden, die er hier verbrachte, hat sich dem jungen Heinrich Quirin jedes gewöhnliche Detail und alles was er hier erlebte ganz tief eingepägt.



Vor dem Krippchen hing ein grünes, rundes Blechbüchsen, das die Pfennige aufnehmen sollte, die arme Kinderhände dem ebenso armen Jesulein zu opfern pflegten. Auch daran hatte die Mutter gedacht und daheim zwei Pfennige eingesteckt, die Opfermünze der damaligen Jahre. Und die drückte sie mir jetzt in die Hand, hob mich hinauf zu dem Opferbüchsen und musste zu ihrem Schrecken erleben, wie ihr Sohn seine Opfergabe mit den lauten Worten begleitete: »Da, Jesuskindche, kaaf dir e Stück Worscht!« Da hing das Wort in der kirchlichen Stille. Die Kinder vor dem Krippchen waren laut am Lachen, und auch die Gesichter der Alten verzogen sich. So schnell hatte die Mutter mit ihrem Sohne nie das Feld geräumt! Vor der Kirchentür ging es dann los: »Ei wie darf man das sagen?« und zu Hause da hieß es wieder: »Was müssen nur die Leut denken, man muss sich richtig schämen.«

Hättest dich nicht zu schämen brauchen, liebe Mutter. Nur zwei Pfennige waren es, aber aus Liebe und Mitleid geopfert von einer Kinderhand. Und wenn das Jesuskind über die heimatlichen Fluren droben am Taunus hierher gewandert wäre, hätte es sich sicher auch über ein Stück Oberurseler Wurst gefreut.

Viele, viele Jahre sind seitdem vergangen. Es will Abend werden. Weihnachtsabend von einst, Lebensabend von heute. Wie lange noch, dann wird die Seele vor dem stehen, der damals in der Krippe lag und jetzt ihr Richter sein soll. Viele Wege ist sie gegangen, sie waren nicht immer gerade. Und ihre Taschen, die sind leer. Indessen – wer weiß, ob er nicht daran denkt an die geringe Gabe von damals, die ihm ein liebendes Kinderherz reichte. Herr, dann lass Gnade walten, lass mich sie finden und alle, die damals dein Krippchen umstanden, von denen sicher die meisten schon ein ewiges Weihnachten feiern bei dir und mit dir.

Weihnachten, Neujahr und Dreikönig, die großen Sterne am Winterhimmel seliger Kinderzeit sind verblasst. Selbst Lichtmess liegt hinter uns und Fastnacht. Fabian, Sebastian,⁴⁴ da fängt der Saft zu steigen an. Indessen nicht zu früh frohlocken. Zuerste einmal einen Blick in die hinter uns liegenden Wochen.

Über dem Heiligen Abend lag – dank der elterlichen Führung – immer ein besonderer Reiz. So wie mich im Oktober der Vater abends mitnahm, die Hirsche verhören, so zogen wir zwei im anhebenden Weihnachtsabend die Königsteiner Chaussee hinauf, um mit bereitliegendem Tan-

44 Fabian und Sebastian sind Kirchenpatrone in Stierstadt.

*Weihnachts-
beleuchtung mit
Blick in die Vorstadt
in den 1950er Jahren.*

FOTO: GESCHICHTSVEREIN,
SAMMLUNG ARBOGAST





Der Margarethenhof war neben dem »Deutschen Haus« (heute Alt-Oberurseler Brauhaus) das bedeutendste Gebäude in der Acker-gasse und mit den dahinter liegenden Wirtschaftsgebäuden wohl auch der größte innerstädtische Bauernhof. Das Flössifloss an seiner ganzen Front entlang.

nengrün das Signorino-Kreuz zu schmücken und dann dem Glockenkonzert zu lauschen, das aus der Ebene zu uns heraufdrang. Besonders die Frankfurter Domglocken mit ihren fern verschwebenden Tönen hatten es uns angetan.

Der andere Morgen sah uns frühzeitig auf dem Weg zur Christmette. Hier und da tauchten aus dem nächtlichen Dunkel Gestalten auf mit brennenden Laternen. Das waren Stierstädter, die damals noch eine Filiale von Oberursel bildeten,⁴⁵ während Bommersheim sich bereits auf dem letzten Wegstück zur pfarrlichen Selbstständigkeit befand. Der Bommersheimer Gang im Seitenschiff der Oberurseler Kirche wird wohl die Erinnerung an jene verklungenen Zeiten festhalten, wenn der Oberurseler Frühmesser als Pfarrer von Bommersheim längst vergessen ist.

Waren die Metten zu Ende, dann begleiteten uns auf dem Heimwege Dutzende brennender Chistbäume, die die Leute an die Fenster gerückt hatten. Dann konnten wir nicht schnell genug zu all den schönen Sachen kommen, die uns das Christkind beschert hatte, und was war das für eine armselige Herrlichkeit gegen heute! Die »Dippercher« von der »Lahmekaut«, das Stück zu 2 Pfg. spielten die Hauptrolle bei den Mädchen.

Am dritten Weihnachtstag wurde unter dem Segenswort »Trinket die Liebe des heiligen Johannes« in der Kirche gesegneter Wein ausgeteilt. Das heißt: Jeder konnte aus dem Zinnbecher, in dem sonst bei der Kommunion der Spülwein gereicht wurde, einmal trinken.⁴⁶ Der Glöckner sorgte schon dafür, dass die Schlucke nicht zu groß ausfielen.

Das neue Jahr pflegte in meiner Jugendzeit mit Glockengeläute, Turmmusik und großer Schießerei eingeführt zu werden. (Die Bezugsquelle für unsere Pulverfrösche war das Geschäft vom Schneider Homme neben dem Rathaus.)

Die tollste Neujahrsnacht war die von 1918 auf 1919, als in Oberursel, der ersten Stadt außerhalb des Brückenkopfes Mainz, die aus dem Weltkrieg übrig gebliebenen Kartuschen, Munition etc. verfeuert und dadurch der ganze Mainzer Brückenkopf in Alarmzustand versetzt wurde.

Am Neujahrstag gehörte es sich, dass die Kinder der ganzen Verwandtschaft das neue Jahr anwünschten. Die Patenkinder bekamen dann von Pätter und Got (*Paten und Patin*) einen Neujahrswecken geschenkt, den sie oft nur mit Mühe abschleppen konnten. In der Form dieser Neujahrswecken, mit einem Kopf oben

⁴⁵ Stierstädter hatten bis 1898 noch keinen eigenen Seelsorger.

⁴⁶ Spülwein wurde früher allen Gläubigen nach dem Empfang der hl. Kommunion angeboten, später nur noch für den Priester bei der Kelchreinigung.



*Kinder auf der Ober-
gasse. Links hinter
dem Zaun der aus
Kürtells Mühle kom-
mende Mühlgraben
(»Die Bach«) mit dem
Abschlag zur Bleiche.
Im Hintergrund über-
ragt das Dach der
»Burg« alle anderen
Häuser.*

und unten, muss eine gewisse Symbolik stecken, die in ferne Zeiten reicht, die ich aber nicht kenne. (Bei den Neujahrswecken blickt ein Kopf zurück ins alte, der andere nach vorn ins neue Jahr.)

Dann kam der Dreikönigstag, damals ein hoher Feiertag. Ich habe als Kind mir erzählen lassen, dass an diesem Tage früher die »Sternsinger« von den umliegenden Dörfern zu uns in die Stadt kamen. Sie waren immer zu dritt, einer davon ein Mohrchen. Über den Kleidern trugen sie weiße Hemdchen und an einer Stange einen Stern. So zogen sie singend und

Gaben heischend von Tür zu Tür. Der Anfang ihres Liedes lautete: »Mir sein die drei Weisen aus dem Morgenland, der liebe Gott hat uns hergesandt.« Wie es weiter geht, habe ich vergessen, vielleicht kann ein anderer nachhelfen. Die Sternsinger wollten jedenfalls haben, während ihre Vorbilder gaben. Gold, Weihrauch und Myrrhen. Was mögen nur die Eltern des Jesuskindes mit diesen Gaben angefangen haben? Auch auf diese Frage ihres wissbegierigen Sohnes hatte die Mutter eine Antwort bereit. In der Hand des Jesuskindes verwandelte das Gold sich in Staub.

Der letzte der weihnachtlichen Festtage war Mariä Lichtmess am 2. Februar. An diesem Tage wurde in der Kirche der Blasius-Segen⁴⁷ ausgeteilt. An sich eine ernste, lobenswerte Sache, nur nicht für alle von uns Lausbuben. Den Kopf da zwischen die gekreuzten Kerzen stecken, das erschien manchen doch etwas

possierlich, und so kam es, dass einer im richtigen Augenblick das Lachen nicht unterdrücken konnte. Baff – hatte ihm der Kaplan eine auf seine linke Backe appliziert, dass es nur so schallte. »Da hast du deinen Segen, nun mach schleunigst, dass du weiterkommst.«

Auf Lichtmess endet die Weihnachtszeit. Die Christbäume verschwanden aus den Häusern, wo die Frauen immer schon auf die fallenden Nadeln geschimpft hatten, die Tannen aus den Kirchen, die schönen Weihnachtslieder hörten auf, und der Tag gewann sein alltägliches Gesicht wieder.

Aber Winter war es meistens immer noch. Mehr als einmal kam es vor, dass die Züge zwischen Rödelheim und Weißkirchen stecken blieben und tagsüber der ganze Bahnverkehr ruhte.⁴⁸

Für uns Buben war die Hauptsache das Schlittenfahren und hier wiederum die Hauptsache, wer zuerst aus der Schule daheim war, denn ihm gehörte der Schlitten, der einzige, der im Hause vorhanden war, die »Schlaaf«. Ans »Krebse Berch« vor dem Rathaus fing es an. Da konnte der Bürgermeister am Fenster droben im Rathaus stehen und den Zeller schicken, seinen einzigen Polizisten. Bis der seinen Fuß von der letzten Stufe der Rathautreppe auf die Straße gesetzt hatte, waren alle Schlitten verschwunden, und wer sonntags in die Kirche wollte, konnte sehen wie er den glatten Berg hinauf kam. An die Spitalskirche dachte kein Pfarrer und Kaplan.

Die Obergässer hatten ihre Schlittenbahn auf der Bleiche. Da kam es darauf an, so geschickt zu »reihen«, dass man zwischen zwei Bäumen die Kurve in die Gänseallee (*Verlängerung der Neutorallee an der Bleiche*) kriegte. Als wir größer waren, wagten wir uns auf die Königsteiner Chaussee, die damals noch nicht den Wagenverkehr von heute kannte. Auf der Oberhöchstädter Chaussee war »nix los«.

Diejenigen unter uns, die hölzerne oder eiserne Schlittschuhe hatten – und das waren nur wenige – gingen zum Ruppels Eisweiher, droben am Pfarrgarten, oder zum Peter Wolfe Eisweiher an der Stedter Chaussee oder, wenn es hoch kam, zum Stierstädter See. (*Dieser See lag südlich der Straße nach Oberhöchstadt hinter dem »Zollhaus« im sog. Käsbachtal. Die Flur heißt noch heute »Im See«.*)

Abends beim Nachhausekommen war dann Appell in Schuhen und Strümpfen. Meistens waren beide klatschnass. »Ach du lieber Gott« höre ich die Mutter noch heute lamentieren, die schon wieder Diphtherie, Lungenentzündung und Gott weiß was heraufziehen sah. Für die Strümpfe gab es ja immer Ersatz. Die Schuhe aber wurden mit Zeitungspapier ausgestopft und an den Ofen gerückt, und der Herr Sohn – das wird nicht vertragen, das geht gegen die Ehre.

Sonst an den Winterabenden mussten wir zu Hause sitzen und Schafwolle »zittern«.⁴⁹ Zwei Spinnräder waren in Betrieb, und das eine Rad zierte heute noch, an Ketten hängend, als Kronleuchter die Decke meines Arbeitszimmers. Hausmacherstrümpfe sind auch noch vorhanden, sie haben im Laufe der Jahre ein mehr grünliches als schwarzes Aussehen angenommen.

47 Der Blasiussegen soll Menschen, denen eine Gräte im Hals stecken geblieben ist, vor dem Erstickten bewahren. Blasius ist einer der 14 Nothelfer, Fest am 3. Feb. Der Segen wird mit gekreuzten Kerzen erteilt.

48 Seit 1860 gibt es Zugverkehr zwischen Frankfurt und Bad Homburg, zunächst eingleisig.

49 Schafwolle »zittern« – Schafwolle für den Spinnvorgang zurecht-zupfen.



Die ehemalige Kürtells Mühle war die älteste Lohmühle Oberursels. Sie lag noch außerhalb der ummauerten Stadt in der Nähe des Obertors. Rechts das Wohnhaus, links Stallungen und Scheune.

ÖLBILD OHNE DATUM,
VOR 1912.
SIGNIERT: HOFFMANN

Fastnacht hatte in den damaligen Jahren für uns in Oberursel weniger Bedeutung. Sonntags war in der Regel eine sogenannte Kappenfahrt, nachdem vorher der eine oder andere Verein einen Maskenball veranstaltet hatte. Diensttagsabends spielte sich dann der Hauptbetrieb ab, nachdem sich nachmittags schon die ersten Anzeichen bemerkbar gemacht hatten. Meistens wurde die Gelegenheit genutzt, dem einen oder anderen seine Jahresünden vorzuhalten. So erinnere ich mich noch, wie einer mit einem verbeulten Kessel auf dem Rücken durch die Straßen zog, auf dem geschrieben stand: Zur Reparatur zurück nach Marburg. Oder ein anderer trug in einem Korb eine Gans auf dem Rücken, und die Kinderschar, die hinter ihm herzog, sang hübsch im Takt: Wulle gack. Meine alten Orscheler werden wissen, was es damit auf sich hatte.



Sgraffito an einem Haus in der Weidengasse. »Die Bach« nahm fast die Hälfte der Straße ein, ehe sie hier wie andernorts verrohrt wurde. Die namengebenden Körbe hängen zum Trocknen, aber auch als Werbung am Korbflechterhaus.

So wie das Vortaunusmuseum nach Westen, schloss das Wolf'sche Haus den Marktplatz – nicht identisch mit dem Peter-Wolfe Haus in der Ackergasse – nach Osten ab. Sein linker Flügel reichte weit in die Eppsteiner Straße, der rechte in die Weidengasse hinein. 1971 trat an seine Stelle ein Neubau der Alten Leipziger Versicherung.

FOTO: GESCHICHTSVEREIN,
SAMMLUNG ARBOGAST

Letzte Weihnachten, bei einem Besuch in der Heimat, traf ich einen alten Ackergässer, mit dem ich mich immer gern unterhalte, weil er mehr im kleinen Finger zu haben pflegt als viele seiner Standesgenossen wo anders. Er meinte, unter meinen Ackergässer Freunden hätte ich »Friedchen« vergessen. Friedchen? Aha, der da hinten aus der Fahrt mit dem kleinen Kopf und dem braunen Manchester-Anzug! Wie er richtig hieß, weiß ich nicht mehr, aber wer Friedchen sagte, wusste wer gemeint war.

Friedchen war von Beruf Dachdecker und hatte als solcher bei Vollendung der Dacharbeiten nach dem letzten Turmbrand⁵⁰ von der Kirchturmspitze herunter auf einer Harmonika »Großer Gott, wir loben dich« gespielt. Später hatte er seinen Beruf mit einem Handel in Putzlumpen vertauscht. Immer waren die lieben Nachbarn hinter ihm her, er müsse, um billiger einzukaufen, seine Ware waggungsweise beziehen. Und richtig, eines Tages kommt von Fulda eine Karte (natürlich



ohne Unterschrift) mit der Mitteilung, dass ein Waggon mit Putzlumpen an ihn unterwegs sei. Das war des Guten denn doch zuviel für Friedchen. Die ganze Nachbarschaft, die selbstverständlich längst Bescheid wusste, wurde alarmiert, teils wegen des Geldes, teils wegen des Lagerraumes. Friedchen hatte 14 Tage keine Nachtruhe bis endlich eine weitere Karte das Versehen aufklärte.

Sein Brot bezog Friedchen in laufender Rechnung, die immer ordnungsgemäß bezahlt wurde. Da hatte ihm der Bäcker Sch. eines Tages wieder so einen Zettel aufgemacht, den Friedchen in Abwesenheit seiner Frau daheim auf dem Tisch vorfand. In der ersten Reihe hieß es:

1 Schwarzbrot, in der zweiten 1 dito, in der dritten, vierten usw. dito.
 »Da siehst du doch e Gewittermensch. Ich muss Trockebrot esse, und die frisst nix wie dito. Da soll doch gleich ...« Als die liebe Frau heim kam, musste sie sofort zum Bäcker Sch., den Fall aufklären. Sie kam auch kurz danach wieder. »Un wos säht der?« »Wos der säht? Isch wär e Rindvieh und du wierscht dito.«

Der Sonntag nach Pfingsten ist der Dreifaltigkeitssonntag.⁵¹ Unsere Glaubensbrüder von der anderen Fakultät nennen ihn den Sonntag Trinitatis. Er hat aber auch noch einen anderen Namen. Kommen wir hinüber ins Liederbachtal oder Fischbachtal, dann trägt er den Namen Fron-Sonntag. Im Liederbachtal – zwischen Kelkheim und dem Staufen – lag eine der ältesten Wallfahrtsstätten unserer Gegend, Gimbach, eine uralte, dem hl. Johannes dem Täufer geweihte Kapelle mit einer



Auf diesem Foto vom Mai 1954 von der Strackgasse mit Blick in die Schlenkergasse sieht man links eine kleine Filiale des Frankfurter Lebensmittelhändlers J. Latscha, eine zweite befand sich in der Vorstadt.

FOTO: ERIKA WACHSMANN, SAMMLUNG KOPP

Eremitage⁵² und privaten Wirtschaftsgebäuden. Gegenstand der Wallfahrt war ein dort befindliches Dreifaltigkeitsbild, um das sich die Sage rankt. So weiß die Überlieferung zu berichten von einer Frau, die im Gimbacher Hof auf Dreifaltigkeit Wäsche gekocht und nun zur Strafe ewig Wäsche kochen müsse. Im Hofbrunnen höre man es heute noch wallen und zischen.

Jedenfalls haben wir es mit einer uralten Kultstätte zu tun, von deren Bestehen eine 1868 dort gefundene Grabplatte Zeugnis gibt, die die Inschrift rägt: »T (griech. Tau) In hunc Tettolo Requiescit Bene Memoria Roteldis Rodeberto Qui vivit in Pace Annus XXXV!« Zu deutsch: »In diesem Grabe ruht Roteldis, die in gutem Andenken steht bei Rodobertus, welcher lebte in Frieden 35 Jahre.« Das griechische Kreuz (tau), die Gotenbuchstaben und Randverzierungen lassen ver-

50 Brand des Turms von St. Ursula durch Blitzschlag 1875.

51 Sonntag nach Pfingsten (Trinitatis). Der Dreifaltigkeitssonntag galt als Sonntag strenger Arbeitsruhe.

52 Eremitage = Einsiedelei. Gimbach war eine alte christliche Kultstätte, Verehrung der Dreifaltigkeit, älteste Wallfahrt in Nassau.

muten, dass die Platte einer Zeit entstammt, in der sich hier in der Gegend christlich-römisches und germanisches Wesen überschneiden. Dechant und Geistlicher Rat Jansen in Fischbach, in dessen Kirche die Platte vor dem Untergang bewahrt ist, verweist sie in die Zeit um 600, also vorbonifazianisch. Schade, dass der Spaten noch nicht an ihrem Fundort angesetzt wurde.

An die Wallfahrt nach Gimbach war im Mittelalter ein großer Ablass geknüpft. Damit, wie überhaupt mit der Wallfahrt und mit der Kapelle räumte die Reformation des Königsteiner Grafen Ludwig auf. Nach Wiederherstellung des katholischen Bekenntnisses im Königsteiner Land 1604 feierten aber auch Gimbach und seine Wallfahrt eine Auferstehung. Besonders war es der churmainzische Verwalter Lipp auf Burg Eppstein, der ihm seine Gunst zuwandte. 1709 wurde die Kapelle wieder hergestellt und das Gnadenbild, das bis dahin an einem Baume hing, in das Gotteshaus übertragen. Prozessionen kamen aus der ganzen Gegend, von Oberursel, Kirdorf, Hochheim, Kostheim usw. Haupttage waren Dreifaltigkeit und der dritte Sonntag im September. Die Wallfahrt nach Gimbach dauerte aber wiederum nicht lange. Die herzoglich-nassauische Regierung hatte die von Churmainz abgelöst. Sie meinte, alle diese mittelalterlichen Überbleibsel hätten zu verschwinden. Das dabei auch Einrichtungen wie der Spitalfonds⁵³ zu Oberursel mit verschwanden, schien ihr weiter nicht schlimm.

Nach langen Verhandlungen mit dem ersten Limburger Bischof Dr. Brand (*vorher Pfarrer in Weißkirchen*) schlug im Jahre 1830 für Gimbach die Todesstunde. Die Kirche und die sonstigen kirchlichen Gebäude in Gimbach wurden kurzerhand abgerissen. Am 11. Juni 1830 feierte der damalige Fischbacher Pfarrer das letzte Hochamt in der Gimbacher Kapelle. Der Organist stimmte das alte Lied an: »Weinet nicht, Gott lebet noch.« Dann wurde das Gnadenbild unter Wehklagen der zahlreich erschienenen Gläubigen in die Pfarrkirche von Fischbach überführt, wo es auf dem rechten Seitenaltar eine würdige Bleibe fand. Die Sage weiß von einer damaligen Rückkehr des Bildes nach Gimbach zu berichten.

Der alte Ablass wurde 1884 durch Leo XIII für Fischbach erneuert. Kostheim entsendet heute noch, einem alten Gelübde aus schwerer Pestzeit⁵⁴ nachkommend, zum dritten September-Sonntag seine Fußprozession nach Fischbach. Wie es mit Oberursel und Kirdorf steht, weiß ich nicht. In meiner Jugendzeit in den achtziger Jahren waren diese Prozessionen noch im Schwung. (*Seit Jahren finden diese Prozessionen nicht mehr statt.*) Einmal bin ich selbst mit meiner Mutter dort gewesen. Wenn Samstagnachmittags die »Kirderuffer« (*Kirdorfer*) eingetroffen waren, wurde abgerückt, mit Kreuz und zwei grünen Fahnen. Bei Schneidhain trennten wir uns von der Prozession. Wir hatten in der Nähe von Fischbach Verwandte und brauchten uns so nicht um ein Nachtquartier zu sorgen.

53 Der Hospitalfonds diente zur Unterhaltung des Oberurseler Hospitals. Dieses war kein Krankenhaus, sondern ein Unterbringungsort für alle, die sich nicht (mehr) selbst versorgen konnten.

54 Eine große Pestzeit war um 1350 (Tod eines Drittels der Bevölkerung). Es gab immer wieder »kleinere« Pestzeiten, und sie wütete 1666/67 im Rhein-Main-Gebiet. In solchen Zeiten gelobte man u. a. jährliche Bittwallfahrten.

Das Haus Königsteiner Straße 2. Im Hinterhaus, links unten noch erkennbar, befand sich die Druckerei von Anton Berlebach, ehe sie 1912 in den Neubau an der Hospitalstraße umzog.

FOTO: SAMMLUNG DIETRICH



Anderen Morgens ging es nach Fischbach, wo Kirche und Kirchplatz mit Menschen gefüllt waren. Nachmittags wurde dann der Rückmarsch angetreten, wiederum drei Stunden und damit eine ganz respektable Leistung. Ich durfte meiner Mutter das Zierkörbchen tragen. Sie hatte gleich den anderen Frauen mit ihren langen Röcken genug zu tun, um nicht die Königsteiner Chaussee zu kehren. Am alten, ehemaligen Kloster Retters schwenkten unsere Verwandten rechts ab durch den Wald, und dann ging es unter Singen und Beten weiter.

So erreichten wir langsam und müde das Signorino-Kreuz an der Heide, wo viele Leute auf uns warteten, als kämen wir von den Grenzen der Erde. Wir beteten die fünf Wunden und dann ging es mit Kreuz und Fahnen zur Kirche, wo mit dem Ciborium der Segen gegeben wurde. Nicht mit der Monstranz, und da hatte meine Mutter den Abend genug zu tun, um mir das plausibel zu machen. Sie hat es getan und gut getan, aber 70 Jahre musste ich alt werden, ehe ich wusste, was es mit dem Segen mittels Ciborium und Monstranz auf sich hat. Nach dem Segen gingen die Prozessionsteilnehmer auseinander. Ich war müde und froh, nicht zu den Kirdorfern zu gehören, die sich zum letzten Teil ihrer Pilgerreise anschickten, die sie zum Neutor über den Flemig und die Dornbach führte.

Noch einmal habe ich in diesem Jahre bei einem Besuch in der alten Heimat den Dreifaltigkeitssonntag in Fischbach miterlebt. Ob auch Oberurseler dabei waren, weiß ich nicht. Ich kenne keine mehr, und das tut weh. Noch weher hat mir getan, als ich an der Chaussee von Fisch-



Ein wenig idealisiert scharen sich auf diesem Ölgemälde die Häuser der Oberurseler Altstadt um ihre Pfarrkirche Sankt Ursula.

AQUARELL VON HEINRICH ADOLF VALENTIN HOFFMANN (1814 - 1896)
ORIGINAL IN PRIVATBESITZ

bach nach Kelkheim einen Mann bei der Gartenarbeit sah, Dreifaltigkeitssonntag und die Wäscherin vom Gimbacher Hof!

Unsere Erdenwallfahrt neigt sich dem Ende zu. Nie aber werde ich die Wallfahrt in fernen Jugendtagen durch die heimatischen Wälder vergessen und ebenso nicht, was in unserem alten Gesangbuch stand:

In Gottes Namen wallen wir,
Auf Dich o Herr, vertrauen wir,
Vor Krankheit, Krieg und Hungersnot
Bewahr uns, lieber Herr und Gott!